Die konsonantischen Fernwirkungen: Fern-Dissimilation, Fern-Assimilation und Metathesis.

Ein Beitrag zur Beurteilung ihres Wesens
und ihres Verlaufs und zur Kenntnis
der Vulgärsprache der lateinischen Inschriften
der römischen Kaiserzeit.

I. Teil.

Inaugural-Dissertation

der

hohen philosophischen Fakultät der Universität Basel

zur

Erlangung der Doktorwürde

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

vorgelegt von

Ernst Schopf
aus Basel.

1917 * Gedruckt bei Hubert & Co., G. m. b. H. in Göttingen.

Genehmigt von der philologisch-historischen Abteilung der philosophischen Fakultät auf Antrag der Herren Professoren Dr. M. Niedermann und Dr. J. Wackernagel.

Basel, den 13. März 1916.

Prof. Dr. Fr. Fichter, Dekan.

Die vorliegende Dissertation enthält nur den I. Teil: „Prinzipielle Erörterungen". Die ganze, in der Handschrift vollendete Arbeit, in deren II. Teil das Beispielmaterial in systematischer Ordnung vorgeführt wird, soll so bald wie möglich im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erscheinen.

In den letzten Jahrzehnten haben die Sprachforscher, die sich mit den lautlichen Veränderungen befassen, immer mehr neben den vorwiegend physiologisch bedingten, auf lautmechanischen Gesetzen beruhenden Vorgängen auch jener Klasse von Veränderungen ihre Aufmerksamkeit zugewendet, die vorwiegend psychologisch bedingt sind und deren Verlauf sich nicht durch zeitlich und räumlich determinierte Lautgesetze bestimmen läßt.

Unter diesen ist es ganz besonders die Erscheinung der Dissimilation, der ein starkes Interesse entgegengebracht wird. Einerseits sucht man deren Wesen und die Bedingungen ihres Verlaufes immer besser zu verstehen — hierher gehören vor allem die Arbeiten von Grammont, von Brugmann und von Hoffmann-Krayer[1]) — andererseits die Dissimilation als Erklärungsprinzip aus allen Sprachgebieten immer mehr für das Verständnis der vorliegenden sprachlichen Veränderungen mitheranzuziehen und nutzbar zu machen, wobei jedoch nicht selten von diesem Erklärungsprinzip ein willkürlicher und allzuweitgehender oder sonst verfehlter Gebrauch gemacht wird, weil eben dabei vielfach auf das Wesen und die Bedingungen, unter denen die Erscheinung auftritt und einen bestimmten Verlauf nimmt, zu wenig Rücksicht genommen wird.

Neben den Erscheinungen der Dissimilation, bei denen durch Veränderung oder Auslassung eine Gleichheit[2]) aufgehoben wird bezw. nicht zustande kommt[3]), steht als verwandte und gewissermaßen entgegengesetzte Erscheinung die Fern-Assimilation, bei der im Gegenteil Gleichheit[3]) hervorgebracht wird. Beiden steht gegenüber die Umstellung oder Meta-

[1]) Vgl. u. S. 29 A. 1. S. 34. 38.

[2]) Vgl. u. S. 6 u. S. 15.

[3]) Eine Definition, auf die ich unten S. 41 f. (vgl. S. 6 A. 1) näher eingehe.

thesis, bei der die Reihenfolge der Laute verändert wird. Alle drei Erscheinungen beobachtet man sowohl bei den Konsonanten, als bei den Vokalen. Ich beschränke mich im folgenden aus praktischen Gründen auf die Konsonanten. Dissimilation, Assimilation und Metathesis gibt es ferner sowohl bei unmittelbar nebeneinander stehenden Konsonanten als bei solchen, die durch einen oder mehrere Laute von einander getrennt sind. Jenes sind vorwiegend lautphysiologisch, dieses vorwiegend psychologisch bedingte Erscheinungen. Wir werden es im folgenden in der Hauptsache nur mit den letzteren zu tun haben, die man unter dem Namen konsonantische Fernwirkungen zusammenfassen kann, da eine Wirkung über andere Laute hinweg stattfindet, im Gegensatz zu den erstgenannten Vorgängen, die als Kontaktwirkungen zu bezeichnen sind. Fernwirkungen und Kontaktwirkungen sind prinzipiell verschieden, obwohl sie ihrem Wesen nach nicht überall leicht auseinanderzuhalten sind[1]). Paul Prinzipien d. Sprachgesch.[4] § 45 S. 63 bezeichnet treffend diese sprachlichen Vorgänge als solche, die im Gegensatz zum gewöhnlichen Lautwandel „nicht auf einer Verschiebung oder abweichenden Gestaltung des Bewegungsgefühls beruhen".

Diese Erscheinungen sollen nun in der vorliegenden Arbeit in ihren Wirkungen auf einem bestimmten Sprachgebiete zur Anschauung gebracht werden, das bis dahin in dieser Richtung noch nicht systematisch durchforscht worden ist und daher einige Ausbeute verspricht, den lateinischen Inschriften der römischen Kaiserzeit, die ja bekanntlich ein sehr reiches Material zur Kenntnis des Vulgärlateins, d. h. der Umgangssprache, im Gegensatz zu der durch die klassischen Vorbilder gebundenen Literatursprache bieten. Die Sammlung des Materials hat mir aber sehr bald deutlich gezeigt, daß es kaum einen Nutzen für die Wissenschaft verspricht, zu der großen Menge des in den verschiedensten Arbeiten, insbesondere in den einschlägigen Zeitschriften, zusammengetragenen Materials wieder eine Anzahl von neuen mehr oder weniger sicheren Beispielen für die genannten Erscheinungen hinzuzufügen, wenn nicht dadurch etwas beigetragen wird zum Verständnis

---

[1]) Vgl. u. S. 15 f. 35 ff. 49 ff.

ihres Wesens und der Bedingungen ihres Verlaufes; denn es handelt sich dabei um Dinge, über die man trotz der grundlegenden Arbeiten von verschiedenen Gelehrten[1]), auf deren Würdigung ich noch näher einzugehen haben werde, noch keineswegs in allen Hauptpunkten einig und im reinen ist. Will man nun etwas zur Klärung der Sache beitragen, so ist es gar nicht zu umgehen, daß man sich nicht bloß auf ein eng begrenztes Gebiet wie die Sprache der lateinischen Inschriften beschränkt, sondern das daraus gewonnene Material mit dem aus anderen Sprachgebieten beigebrachten in organische Beziehung zu setzen sucht; denn wir treffen ja bekanntlich dieselben Fernwirkungen mutatis mutandis überall in den verschiedensten Sprachen an, und nur dadurch, daß man die gleichartigen Vorgänge aus den verschiedenen Sprachen systematisch mit einander vergleicht, wie es in dem Buche von Grammont (s. u. S. 29 A. 1) geschieht, kann man hoffen, einen Schritt weiterzukommen. Auf keinem Gebiete der Lautlehre außer den ebenfalls in erster Linie psychologisch bedingten Erscheinungen der Analogie (im weitesten Sinne) wird man so auf Schritt und Tritt gedrängt, seine Aufmerksamkeit auf die allgemeinen, allen Sprachen zugrunde liegenden, weil im menschlichen psycho-physischen Sprachorganismus begründeten Prinzipien zu richten.

[1]) Die einzelnen Monographien und Aufsätze nenne ich weiter unten im Text an der entsprechenden Stelle; von den Besprechungen dieser Erscheinungen im Rahmen zusammenfassender sprachpsychologischer und grammatischer Darstellungen nenne ich die betreffenden Abschnitte in Wundts Völkerpsychologie, Brugmann im Grundriß d. vergleich. Gramm. I² §§ 972—1000 S. 847 ff., Paul Prinzipien der Sprachgeschichte⁴ § 45 S. 63 ff., die beiden Bücher von R. Meringer, auf die ich u. S. 5 eingehe; daneben nehme ich gelegentlich Bezug auf Oertel Lectures on the study of language. (Yale bicentennial publications) New York, London 1902, § 19 f. S. 223—234 und Wechssler Giebt es Lautgesetze? (Forschungen zur romanischen Philologie, Festgabe für Hermann Suchier, Halle 1900, S. 349 ff.) S. 496 ff.

I. Teil.

Prinzipielle Erörterungen.

Bevor man die inneren Gründe der Fern-Dissimilation, Fern-Assimilation und Fern-Umstellung richtig würdigen kann, ist es nötig, klar zu definieren, was rein äußerlich für das Wesen jeder der genannten Erscheinungen charakteristisch ist, d. h. was eigentlich dazu gehört und was nicht, wie man die verschiedenen Erscheinungen gegeneinander und gegenüber andern abzugrenzen hat und wie die verschiedenen hierher gehörenden Vorgänge am besten zu benennen sind; d. h. es erhebt sich die Forderung nach einer dem Wesen der Sache angemessenen Terminologie, und soweit man sich mit den vorhandenen und eingebürgerten Ausdrücken, auch da, wo sie dem Wesen der Sache nicht entsprechen, abfinden muß, nach einer klaren Unterscheidung zwischen dem wirklichen Wesen der Sache und der mangelhaften Terminologie.

Daß diese auf dem Gebiete der hier in Frage kommenden Erscheinungen mangelhaft ist, kann man nicht bestreiten. Insbesondere ist es mißlich, daß die Terminologie nicht nur dem Wesen der Sache nicht überall angemessen ist — dies schadet ja nur wenig, sobald man sich über diese Mangelhaftigkeit im klaren ist und nicht in Versuchung kommt, die Sache selbst infolgedessen falsch zu beurteilen —, sondern daß sie auch nichts weniger als einheitlich ist. Die Termini „Dissimilation", „Assimilation" und „Metathesis" werden im Gegenteil jeder für verschiedene Dinge und in verschiedenem Umfange angewendet; der eine Gelehrte bezeichnet etwas als Dissimilation, was der andere für etwas davon durchaus Verschiedenes hält, während dieser wieder etwas hinzurechnet, was der erste oder ein dritter für nicht dazu gehörig erklärt, und nicht besser steht es mit den Ausdrücken Metathesis und Assimilation. Vielfach wird prinzipiell Verschiedenes mit den

gleichen und Gleichartiges mit verschiedenen Ausdrücken bezeichnet, und die ganze Unsicherheit besteht nicht nur in der Terminologie, sondern der Fall ist m. E. ein typisches Beispiel dafür, wie eine verworrene Terminologie auch einer klaren Erkenntnis vom Wesen der betreffenden Dinge stark im Wege steht, und deshalb ist er interessant genug, um ausführlicher besprochen zu werden.

Den beiden Büchern von R. Meringer: „Versprechen und Verlesen“ Stuttgart 1895[1]) und „Aus dem Leben der Sprache“ Berlin 1908 verdankt die Sprachwissenschaft außerordentlich wertvolle Anregungen. Die sehr sorgfältigen und lehrreichen Beobachtungen, die Meringer über das Versprechen und seine Bedeutung für die sprachlichen Veränderungen gemacht hat, bringen deutlich zur Anschauung, daß dieselben psychologischen Kräfte, die neben den Lautgesetzen die fortwährende Weiterentwicklung der Sprache bedingen, auch beim Versprechen, das unabsichtlich, ja direkt gegen den Willen des Sprechenden eintritt, fortwährend am Werk sind, und daß dieselben Sprechfehler immer wieder bei verschiedenen sprechenden Personen beobachtet werden können, daß dabei also durchaus nicht vollständiger Zufall herrscht, sondern bestimmte, psychologisch bedingte Prinzipien mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck kommen. Ich lege besondern Wert darauf, zu betonen, daß ich auch persönlich Meringers Büchern sehr viele Anregungen verdanke — man wird dies in meiner Arbeit mannigfach feststellen können —, da ich im folgenden an seiner Klassifizierung und Benennung der verschiedenen Vorgänge, die in vielen Punkten nicht glücklich ist, Kritik übe. Natürlich könnte man dieselben Einwendungen, die ich dabei gegen Meringer erhebe, in vielen Punkten mit Recht auch andern gegenüber geltend machen. Der Fehler der Einteilung bei Meringer ist, daß er die Rubrizierung nach der rein äußeren Erscheinung nicht scharf trennt von der aus psychologischen Ursachen gewonnenen Einteilung[2]).

---

[1]) Von Meringer herausgegeben zusammen mit dem Psychiater K. Mayer, dem Meringer speziell in Bezug auf die Frage, inwiefern die Sprechfehler bei den psychisch Normalen sich unterscheiden von denjenigen bei psychisch Abnormen und Kranken, wertvolle Mithilfe verdankt.

[2]) Dieser Fehler wird sehr scharf hervorgehoben von Stoll Zur Psycho-

Wir müssen zunächst ganz absehen von den tieferen Gründen der in Frage kommenden Vorgänge und einfach ihre äußere Erscheinung ins Auge fassen. In dieser Beziehung sind es die schon den alten Grammatikern geläufigen vier Kategorien, unter die die sämtlichen unter dem Namen Fernwirkung zusammengefaßten Vorgänge fallen, nämlich

1. Veränderung bezw. Lautwechsel (bei den lat. Grammatikern: permutatio, immutatio),
2. Auslassung bezw. Lautschwund (detractio),
3. Zufügung bezw. Lautzuwachs oder -zusatz (adiectio),
4. Umstellung oder Metathesis (traiectio, transpositio, transmutatio).

Die Vorgänge, bei denen nicht nur ein Laut, sondern ein ganzer Lautkomplex betroffen wird, insbesondere die Haplologie, lasse ich zunächst beiseite; ich komme unten S. 52 ff. darauf zu sprechen.

Die Lautveränderung durch Fernwirkung ist entweder eine solche, daß die Gleichheit bezw. Ähnlichkeit von zwei Lauten (im letztern Falle handelt es sich um eine artikulatorische Verwandtschaft der beiden Laute, d. h. um eine partielle Gleichheit, eine Gleichheit bloß in irgend einer Beziehung) aufgehoben wird bezw. nicht zustande kommt[1]); es ist dies derjenige Vorgang, der als dissimilatorischer Lautwechsel bezeichnet wird. Man kann ihn durch folgende schematische Formel veranschaulichen:

x—x > y—x im Falle des regressiven Verlaufes,
x—x > x—y im Falle des progressiven Verlaufes.

Dabei bezeichnet x—x ganz allgemein die beiden gleichen (bezw. verwandten) Laute vor dem Eintritt der Dissimilation, y—x und x—y die beiden ungleichen, und zwar bedeutet

---

logie der Schreibfehler (Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen herausg. v. Dr. K. Marbe, II. Bd., 1./2. Heft 1913) S. 18 f., der jedoch im übrigen den Arbeiten Meringers und den übrigen Leistungen von sprachwissenschaftlicher Seite auf diesem Gebiete nicht gerecht wird.

[1]) Der letztere Ausdruck ist korrekter, wenn man sich vor Augen hält, daß die Sprachformen nicht als etwas Gegenständliches vorliegen und als solche verändert werden, sodaß in dem Falle eine vorhandene Gleichheit wirklich aufgehoben oder ausgemerzt würde, sondern daß beim lebendigen Sprechakt eine Gleichheit, die gesprochen werden sollte, nicht zustande kommt. (Vgl. u. S. 41 f.)

x den gleichbleibenden, „induzierenden“ [1]), y den „induzierten“ [1]) Laut nach der dissimilatorischen Veränderung.

Beispiele:

regr.: *peregrinus* > *pelegrinus* [zwei gleiche Laute werden ungleich] oder *Panormus* > ital. *Palermo* [zwei verwandte, d. h. nur teilweise gleiche, in diesem Fall in Bezug auf die Artikulationsart gleiche Laute, werden ungleich (an Stelle des Nasals *n* tritt ein *l*, weil weiter hinten der Nasal *m* folgt)],

progr.: *Belial* > *Beliar* oder *blasphemare* > *blastemare*.

Schon die Ausdrücke regressiv und progressiv werden verschieden gebraucht und müssen daher hier definiert werden. Die gewöhnliche und richtige Anwendung ist, daß man davon ausgeht, in welchem Sinne im Verhältnis zum Flusse der Rede die Fernwirkung erfolgt. Erstreckt sich die Wirkung von einem späteren auf einen früheren Laut (bei temporaler Vorstellung des Sprechaktes), d. h. in umgekehrter Richtung zum Flusse der Rede (von hinten nach vorn bei lokaler Vorstellung des Sprechbildes), so verläuft sie offenbar rückwärts, also regressiv. Erstreckt sie sich dagegen von dem früheren auf den späteren Laut, d. h. in gleicher Richtung mit dem Flusse der Rede (von vorn nach hinten im Wortbild), so verläuft sie vorwärts: progressiv. Demgegenüber wird bei der Assimilation gelegentlich gerade der regressive Verlauf als progressiv bezeichnet [2]), wobei man davon ausgeht, daß der frühere bezw. vordere Laut durch eine Vorwegnahme (Antizipation) affiziert wird. Die entsprechend umgekehrte Anwendung des Ausdruckes regressiv ist nicht wohl möglich, weil regressiv eben nicht die Bewegung in der Richtung auf das Spätere bezw. nach hinten bedeutet, sondern die Rückwärtsbewegung; ebenso

---

[1]) Die beiden Termini sind von Wundt geprägt und sind sehr praktisch, da sie auf Dissimilation und Assimilation gleichermaßen angewendet werden können.

[2]) So von Paul Prinzipien der Sprachgeschichte[4] S. 56: „Bei der progressiven Assimilation kann es nur die Vorstellung des noch zu sprechenden Lautes sein, was auf den vorhergehenden einwirkt.“ Oder von Stolz in d. Ztschr. f. d. öst. Gymn. 54 (1903) S. 498: „Es kann doch wohl kein Zufall sein, daß auch die in diesem Zusatz vorgeführten Fälle sich in progressiver, Nachfolgendes vorausnehmender Richtung bewegen . . .“, während er in dem Nachtrage zu demselben Aufsatz, a. a. O. 55 (1904) S. 204 ebenso wie an anderen Orten denselben Vorgang wieder regressiv nennt.

bedeutet aber progressiv nicht die Bewegung in der Richtung auf das Frühere bezw. nach vorn, sondern die Vorwärtsbewegung, von dem Früheren bezw. von vorn ausgehend in der Richtung auf das Spätere bezw. nach hinten. Um eine unrichtige, irreführende Anwendung der Termini zu vermeiden, braucht man sich bloß zu überlegen, daß Vorwärtsentwicklung d. h. progressiver Verlauf nicht auf das Frühere, Vordere gerichtet ist, sondern im Gegenteil vom Früheren, von vorn ausgeht in der Richtung auf das Spätere, nach hinten.

Oder aber die Lautveränderung erfolgt im Gegenteil so, daß dadurch eine Gleichheit bezw. Ähnlichkeit hervorgebracht wird. Es ist dies diejenige Erscheinung, die man gewöhnlich als Fern-Assimilation bezeichnet. Besser ist der Terminus assimilatorischer Wechsel; denn der Verlauf dieser Erscheinung ist genau entgegengesetzt dem dissimilatorischen Wechsel; dies kommt zum Ausdruck in der entsprechenden Formel:

regr.: $y—x > x—x$,
progr.: $x—y \geqq x—x$.

Dabei bezeichnet wieder x—x die beiden gleichen bezw. ähnlichen Laute, die diesmal aber nicht den Ausgangspunkt, sondern das Ergebnis des Vorganges darstellen; y—x und x—y sind wieder die beiden ungleichen Laute, jedoch diesmal vor der Veränderung, und zwar ist wieder x der gleichbleibende induzierende Laut, y der induzierte vor der assimilatorischen Veränderung.

Beispiele:

regr.: *purulentus* > *pululentus* [zwei ungleiche Laute werden gleich] oder παρθένος > φαρθένος [zwei ungleiche werden partiell gleich: beide aspiriert],

progr.: *Menelavos* > *Memelavos* oder χιτών > χιθών.

Lautauslassung haben wir bei den Vorgängen, bei denen von zwei gleichen Lauten der eine ausfällt. Wie beim dissimilatorischen Lautwechsel wird auch hier eine Gleichheit aufgehoben, bezw. sie kommt beim Sprechen nicht zustande; nur wird hier nicht bloß ein gleiches Lautelement, sondern ein ganzer Laut betroffen. Der Unterschied ist also nicht ein prinzipieller, sondern nur ein gradueller. Diese Vorgänge gehören zweifellos genau ebenso gut wie jene zu den Erschei-

nungen, die man mit dem Namen Dissimilation belegt hat, daher die Bezeichnung dissimilatorischer Schwund. Allerdings paßt der Terminus „Dissimilation, dissimilieren", der doch bedeutet, daß Ähnliches unähnlich wird, hier eigentlich nicht; denn wenn von den beiden Lauten der eine ausfällt, so ist nichts Unähnliches mehr vorhanden. Dies beweist aber nur die Mangelhaftigkeit des Terminus Dissimilation überhaupt; es darf daraus durchaus nicht etwa der Schluß gezogen werden, dieser Vorgang sei seinem Wesen nach vom dissimilatorischen Wechsel verschieden. Ich veranschauliche den dissimilatorischen Schwund schematisch durch folgende Formel:

regr.: x—x > 0—x,
progr.: x—x > x—0.

x—x ist wieder das Symbol für die Gleichheit, die nicht zustande kommt, 0—x und x—0 für das Ergebnis, bei dem nur der induzierende Laut x geblieben, der andere ganz weggefallen ist, ohne daß etwas anderes an seine Stelle getreten wäre, daher 0.

Beispiele:

regr.: *castrorum* > *castorum*,
progr.: *crebresco* > *crebesco*.

Genau entgegengesetzt der eben genannten Erscheinung ist diejenige Zufügung, bei der ein bereits vorhandener Laut an einer anderen Stelle hinzugefügt wird, sodaß also gerade die Folge von zwei gleichen Lauten hervorgebracht wird, die dort nicht zustande kommt. Dieser genaue Gegensatz ist das vollkommenste Analogon zu dem Gegensatz zwischen dem dissimilatorischen und dem assimilatorischen Lautwechsel. Den hier in Rede stehenden Vorgang bringe ich zum Ausdruck durch die Formel:

regr.: 0—x > x—x,
progr.: x—0 > x—x.

x—x ist wiederum das Symbol für die durch diesen Vorgang zustande kommende Gleichheit der beiden Laute, bei 0—x, x—0 bedeutet x wiederum den induzierenden, gleichbleibenden Laut, 0 dagegen, daß der neuauftretende gleiche Laut nicht an die Stelle eines anderen tritt, d. h. daß an der Stelle, wo er eingefügt wird, vorher nichts gestanden hat, daß er also keinen anderen Laut verdrängt.

Beispiele:

regr.: *Octobres* > *Octrobres*,
progr.: *perpetuus* > *perpertuus*.

Ich glaube bereits durch das bisher Vorgebrachte deutlich gemacht zu haben, daß dieser Vorgang das genaue Gegenstück zum dissimilatorischen Lautschwund darstellt und wage es daher, dies auch in der Weise zum Ausdruck zu bringen, daß ich diesen Vorgang mit dem Namen assimilatorischer Lautzuwachs bezeichne; denn der Terminus Metathesis, den Brugmann im Grundriß und die meisten Indogermanisten deutscher Zunge in Ermangelung eines sachgemäßen Ausdruckes auch für diesen Vorgang gebrauchen, ist grundsätzlich abzulehnen; das Charakteristikum für die Metathesis ist, daß die Reihenfolge der Laute geändert wird, ohne daß dabei etwas wegfällt oder zugefügt wird; dieses charakteristische Merkmal trifft aber hier durchaus nicht zu. Metathesis heißt auf deutsch Umstellung und nichts anderes, und Zufügung ist keine Umstellung[1]). Im allgemeinen ist es zwar nicht zweckmäßig, einmal eingebürgerte Termini, wenn sie auch unrichtig sind, zu bekämpfen, weil es ja auf die Sache, und nicht auf den Terminus ankommt. Hier handelt es sich jedoch um einen Fall, wo wirklich durch die unrichtige Terminologie das Verständnis für das Wesen der Sache erschwert wird, was ich an mir selber erfahren habe; denn es hat lange gedauert, bis ich zu der im Grunde sehr einfachen Darstellung, wie ich sie hier gebe, durchgedrungen bin. Außerdem ist auch die Anwendung des Terminus Metathesis für diesen Fall durchaus nicht allgemein rezipiert und anerkannt (s. u. S. 17 f.).

Nun ist allerdings auch der Terminus assimilatorischer Zuwachs gewiß nicht einwandfrei; denn unter Assimilation versteht man gewöhnlich, daß zwei unähnliche Laute ähnlich werden; dazu müssen aber zwei unähnliche auch wirklich vor-

---

[1]) Ich halte es für durchaus unstatthaft, dem Mangel eines sachgemäßen Terminus auf die Weise abzuhelfen, daß man denselben Ausdruck einmal deutsch, das andere Mal in Gestalt eines synonymen Fremdwortes für verschiedene Dinge braucht. Der hier vorliegende Fall ist zwar durchaus nicht vereinzelt; es ist aber doch nur eine gelehrte Unsitte, in der Weise verschiedene Vorgänge mit synonymen Termini zu bezeichnen.

handen sein. Den genau entsprechenden Einwand kann man aber auch gegen den Terminus Dissimilation erheben, sobald es sich um den Schwund des einen Lautes handelt (s. o. S. 9). Im Falle x—x > 0—x paßt der Ausdruck Dissimilation in Bezug auf das Ergebnis des Vorganges im Grunde genau so wenig, wie im Falle 0—x > x—x der Ausdruck Assimilation in Bezug auf den Ausgangspunkt des Vorganges; denn das Ergebnis sind dort ebenso wenig zwei unähnliche Laute, wie hier der Ausgangspunkt zwei unähnliche sind. Dies spricht aber natürlich nur gegen die Terminologie, beweist hingegen nichts in Bezug auf das Wesen der Sache. Man pflegt eben das Hauptaugenmerk bloß auf den Ausgangspunkt zu richten — was nicht im Wesen der betreffenden Erscheinungen seine Erklärung findet, sondern durch die einmal eingebürgerten Ausdrücke dissimilieren und assimilieren veranlaßt wird —, und so konstatiert man, daß sowohl beim dissimilatorischen Lautwechsel x—x > y—x wie beim Lautschwund vom Typus x—x > 0—x der Ausgangspunkt derselbe ist; also werden in beiden Fällen zwei Laute „dissimiliert", und man läßt keinen Zweifel daran aufkommen, daß diese beiden Vorgänge aufs engste zusammengehören, obwohl das Ergebnis verschieden ist. Dagegen muß man bei den umgekehrten Vorgängen y—x > x—x und 0—x > x—x bei der einseitigen Berücksichtigung des Ausgangspunktes zum Schlusse kommen, daß nur im ersteren Fall Assimilation vorliegen kann, da nur hier etwas Ungleiches vorhanden ist, das gleich (oder ähnlich) gemacht wird. Diese Einwendungen, die man also speziell gegen die Subsumierung der Vorgänge vom Typus 0—x > x—x unter den Begriff (Fern-)Assimilation erheben kann, richten sich aber wiederum in Wirklichkeit nur gegen die Anwendung des Terminus Assimilation, dürfen aber keineswegs die Beurteilung der Sache selbst beeinflussen. Das Wesentliche bei dem Vorgang y—x > x—x ist eben nicht, daß vorher etwas Unähnliches da ist, sondern daß eine Gleichheit (Ähnlichkeit) hervorgebracht wird, und dies trifft ebenso gut auch für den Vorgang 0—x > x—x zu, während wiederum bei der Dissimilation nicht das Ergebnis das Wesentliche ist, sondern die Gleichheit vor Eintritt der Dissimilation, und zwar ebenso im Fall x—x > 0—x wie im Falle x—x > y—x.

Mag man nun auch gegen die Ausdehnung des Terminus Dissimilation auf den Fall x—x > 0—x und noch mehr gegen diejenige des Terminus Assimilation auf den Fall 0—x > x—x Einwendungen zu erheben haben, deren Berechtigung ich nicht leugne, so ist also doch soviel sicher, daß die Vorgänge vom Typus 0—x > x—x ihrem Wesen nach ebenso zu denen vom Typus y—x > x—x gehören, wie die Vorgänge vom Typus x—x > 0—x zu denen vom Typus x—x > y—x, und ebenso sicher, daß der Fall 0—x > x—x dem Fall x—x > 0—x ganz genau so als Gegenstück gegenübersteht, wie y—x > x—x dem Fall x—x > y—x.

Daher wähle ich als relativ beste Bezeichnung für die Vorgänge vom Typus 0—x > x—x — wenn man nicht die andern bereits eingebürgerten Ausdrücke aufgeben will — den Ausdruck „assimilatorischer Zuwachs"; denn er bringt jene beiden Beziehungen zum klaren Ausdruck, sowohl die enge Zusammengehörigkeit mit dem „assimilatorischen Wechsel" wie die Gegensätzlichkeit zum „dissimilatorischen Schwund". Ich veranschauliche dies durch folgende tabellarische Darstellung:

Dissimilatorischer Lautwechsel	Assimilatorischer Lautwechsel
$x—x > \begin{cases} y—x \\ x—y \end{cases}$	$\left.\begin{matrix} y—x \\ x—y \end{matrix}\right\} > x—x$
$x—x > \begin{cases} 0—x \\ x—0 \end{cases}$	$\left.\begin{matrix} 0—x \\ x—0 \end{matrix}\right\} > x—x$
Dissimilatorischer Lautschwund	Assimilatorischer Lautzuwachs.

Damit bringt man diese Erscheinungen in einen strikten Parallelismus, der meiner Überzeugung nach nicht nur äußerlich bestechend ist, sondern auch tatsächlich dem Wesen der Sache viel mehr entspricht, als wenn man den Vorgang 0—x, x—0 > x—x hier wegnimmt und ihn unter die metathetischen Vorgänge einreiht. Man wird nicht bezweifeln können, daß der Fall *peregrinus* > *pelegrinus* genau so mit dem Fall *castrorum* > *castorum* zusammengehört, wie der Fall *purulentus* > *pululentus* mit dem Fall *Octobres* > *Octrobres*, und anderer-

seits, daß *pululentus* ebenso das Gegenstück zu *pelegrinus* darstellt, wie *Octrobres* zu *castorum*. Noch deutlicher wird dies an folgenden Beispielen: Im Vulgärlateinischen wurde statt *fragrare* „riechen“ auch *flagrare* gesprochen, umgekehrt statt *flagrare* „brennen“ auch *fragrare*. Beide Wörter wurden also miteinander verwechselt. Im ersten Fall ist gewiß Dissimilation die Veranlassung zu der Veränderung; im zweiten Fall kann Fern-Assimilation in Betracht kommen; daß aber die Form *fragrare* für „brennen“ nicht nur gelegentlicher Sprechfehler blieb, sondern gebräuchlich wurde, beruht auf der gegenseitigen Verwechselung, nachdem die beiden Wörter eben schon in der Form *flagrare* zusammengefallen waren. Auch ohne Dissimilation und Assimilation unterlagen die beiden Wörter gegenseitiger analogischer Beeinflussung infolge der assoziativen Verknüpfung (starke Ähnlichkeit in Form und grammatischer Funktion). Einen ganz entsprechenden Fall für den lautlichen Zusammenfall verschiedener Wörter durch dissimilatorischen Schwund einerseits, assimilatorischen Zuwachs andererseits bietet lat. *proprius* „eigen“ > *propius* und umgekehrt *propius* (Neutrum des Komparativs von *propior*) „näher“ > *proprius*; bloß kam es in diesem Fall nicht zu einer so hoffnungslosen Verwirrung, weil die beiden Wörter sich doch assoziativ nicht so nahe standen, wie die beiden intransitiven Verba *flagrare* und *fragrare*.

Da auch der Terminus Dissimilation im Falle x—x > 0—x nicht recht paßt, weil das Ergebnis nicht zwei ungleiche (unähnliche) Laute sind, wendet man gelegentlich die Benennungen „eigentliche“ und „uneigentliche“ Dissimilation an, und ebenso könnte man auch von „eigentlicher“ und „uneigentlicher“ Fern-Assimilation sprechen. Damit bringt man aber ein Werturteil in die Benennungen, das in Bezug auf das Wesen der Sache verfehlt ist[1]). Eine solche Bezeichnung ruft bei jedem, der nicht genau über den Fall nachdenkt, die falsche Vorstel-

[1]) In Bezug auf die Terminologie, ganz abgesehen vom Wesen der Sache, kann man allerdings ein solches Urteil fällen, da sich in der Tat die Bezeichnung Dissimilation für den betreffenden Lautschwund schlechter eignet als für den entsprechenden Lautwechsel und ebenso die Bezeichnung Assimilation schlechter für den Lautzuwachs als für den entsprechenden Lautwechsel (vgl. o. S. 9. 10f.).

lung hervor, die Sache selbst sei im einen Fall „eigentlich“, im andern Fall „uneigentlich“, es bestehe also ein Wesensunterschied, während dies doch keineswegs der Fall ist. Wenn man den Ausdruck Dissimilation auch auf den Schwund ausdehnt, und wenn ich entsprechend den Ausdruck Assimilation auch auf den Zuwachs anwenden möchte, so tut man dies eben, weil man dem Wesen nach Zusammengehöriges auch mit einem gemeinsamen Terminus belegen möchte, wobei man sich bloß dessen bewußt sein muß, daß die Ausdrücke Dissimilation und Assimilation dem Wesen der Sache nicht ganz entsprechen; denn täten sie dies, so würden sie nicht nur für je einen der zusammengehörenden Vorgänge passen — übrigens auch da nicht ganz, worauf gleich näher eingegangen werden soll —, sondern für beide gleichmäßig. Andere Benennungen für die beiden äußerlich deutlich unterschiedenen, dem Wesen nach zusammengehörigen Kategorien der Dissimilation sind „partielle“ und „totale“ Dissimilation (so in Grammonts Buch, vgl. ebenda S. 16) oder „leichte“ und „schwere“ Dissimilation (so bei Meringer). Beide berücksichtigen ein bestimmtes Merkmal, aber nicht das nächstliegende und wichtigste [1]).

[1]) Beide sind weder ganz korrekt noch auch so leicht verständlich wie die wohl durch Brugmans Grundriß in Gebrauch gekommene Unterscheidung Lautwechsel und Lautschwund (denn diese beiden Termini bringen das entscheidende äußere Merkmal unmißverständlich zum Ausdruck). Grammont geht wohl davon aus, daß im einen Fall ein ganzer Laut ausfällt, im andern Fall nur ein Lautelement. Es liegt also gewissermaßen totale und partielle Auslassung vor, aber nicht eigentlich totale und partielle Dissimilation; denn dissimilieren bedeutet ja an sich nicht auslassen, sondern unähnlich machen, und wenn von zwei gleichen Lautelementen das eine ganz verschwindet, ist die „Ungleichmachung“ ebenso total, als wenn von zwei gleichen Lauten der eine ganz verschwindet. Die Unterscheidung „total“ und „partiell“ ist weniger berechtigt für das Dissimilationsprodukt als für die Gleichheit der Laute vor dem Eintritt der Dissimilation. Nicht nur total gleiche Laute werden dissimiliert, sondern auch partiell gleiche, d. h. verwandte oder ähnliche Laute, die ersteren sowohl durch Lautwechsel als durch Lautschwund, die letzteren bloß durch Lautwechsel. — Meringers Unterscheidung in „leicht“ und „schwer“ dagegen bringt wiederum ein Werturteil in die Benennung, das sich nicht aufrecht erhalten läßt. Warum soll schließlich die Auslassung, bei der der Laut einfach verschwindet, ein schwereres Ereignis sein als die Veränderung, bei der der verschwindende Laut durch einen andern ersetzt wird? — Übrigens haben sowohl die Ausdrücke Grammonts wie die Meringers den Nachteil, daß sie sich nicht auf die Fern-Assimilation übertragen lassen.

Außerdem sind die Termini Dissimilation und Assimilation auch insofern nicht recht befriedigend für die uns hier beschäftigenden Vorgänge, als ja nicht die Ähnlichkeit das Wesentliche ist, sondern die Gleichheit, sei es nun die Gleichheit in Bezug auf den ganzen Laut (was man in Bezug auf den Laut totale Gleichheit heißen kann) oder bloß in Bezug auf ein Lautelement (partielle Gleichheit).

Die Termini Dissimilation und Assimilation treffen auch in einer andern Beziehung für den Lautwechsel nicht das Wesentliche. Beim Begriff Assimilation denkt man gewöhnlich nur an die altbekannte Angleichung oder Anähnlichung von unmittelbar nebeneinander stehenden Konsonanten. Bei dieser Erscheinung geht tatsächlich der eine von beiden durch allmählichen Lautwandel in einen dem andern Laute ähnlichen oder gleichen über. Hier wird also tatsächlich angeglichen oder assimiliert. Der Terminus ist hier also an seinem richtigen Platze. Diese Erscheinung ist aber von der „Fern-Assimilation“ in ihrem Wesen durchaus verschieden. Wie die Fernwirkungen, so findet man auch die Assimilation im landläufigen Sinne in den verschiedensten Sprachen mehr oder weniger stark vertreten; es müssen ihr also bestimmte, allgemeingültige Ursachen zu Grunde liegen. In erster Linie jedoch ist sie bestimmt durch die lautphysiologischen Bedingungen jeder einzelnen Sprache, und es lassen sich bei ihr deutlich nach Zeit und Sprachgemeinschaft verschiedene Lautgesetze erkennen. Die Erscheinung gehört also in das Gebiet des kombinatorischen Lautwandels. Ganz anders steht es bei der Fern-Assimilation. Hier beruht die Veränderung nicht auf einer lautphysiologischen Einwirkung eines Nachbarlautes, sondern auf einer psychologischen Einwirkung eines an anderer Stelle stehenden Lautes. Es wird also hier nicht assimiliert, denn es liegt kein Lautwandel vor, sondern ein plötzlicher Lautwechsel[1]).

Die Fern-Assimilation, die bekanntlich viel seltener ist als die Dissimilation, hat man erst in neuerer Zeit beobachtet.

Sie vertragen sich also nicht mit der berechtigten Tendenz, den vollkommenen Parallelismus zwischen Dissimilation und Fern-Assimilation auch terminologisch zum Ausdruck zu bringen.

[1]) Über den wesentlichen Unterschied zwischen Lautwechsel und Lautwandel spricht Paul Prinzipien[4] S. 68; vgl. Wechssler S. 500.

Man sah dabei wohl ein, daß man es mit einer prinzipiell von der gewöhnlichen Assimilation (Kontakt-Assimilation) verschiedenen Erscheinung zu tun hat (vgl. u. S. 28). Dieser Unterschied wird allgemein anerkannt. Daß man trotzdem den Terminus Assimilation auch dafür angenommen hat, war die notwendige Folge davon, daß bereits vorher seit A. F. Pott für den genau umgekehrten Vorgang der Terminus Dissimilation eingebürgert war. So muß man sich nun eben mit der Unterscheidung Fern-Assimilation und Kontakt-Assimilation (Assimilation *κατ' ἐξοχήν*) behelfen. Der Terminus Dissimilation ist seinerseits wiederum daraus zu erklären, daß man die betreffenden Erscheinungen ihrem rein äußeren Aspekt nach als das Gegenstück zu der altbekannten (Kontakt-)Assimilation auffaßte.

Wenn man sich alle diese Mängel, die den Ausdrücken Dissimilation und Assimilation anhaften, vergegenwärtigt, so kommt man in Versuchung, diese Bezeichnungen ganz über Bord zu werfen. Aber abgesehen davon, daß ein solches Unterfangen von vornherein gegenüber den einmal fest eingebürgerten Ausdrücken zur Aussichtslosigkeit verurteilt wäre, muß ich auch gestehen, daß ich keine praktischen kurzen Benennungen wüßte, die nicht in irgend einer Hinsicht wieder schlechter als die bisherigen wären. Die gesuchten Termini müßten vor allem das wesentlichste Merkmal zum Ausdruck bringen: an Stelle von „Dissimilation, dissimilieren" müßte man Termini haben, die für den Vorgang x—x > 0—x ebenso gut paßten wie für den Vorgang x—x > y—x, und entsprechend an Stelle von „Assimilation, assimilieren" Termini, die sich für den Vorgang 0—x > x—x ebenso eigneten wie für den Vorgang y—x > x—x. Außerdem müßten beide Arten von Termini auch ebenso wie Dissimilation und Assimilation zum Ausdruck bringen, daß die beiden Vorgänge einander in ihrem Verlauf entgegengesetzt sind. So müßte man diese Erscheinungen ungefähr folgendermaßen benennen:

x—x > y—x	y—x > x—x
Permutatio aequi	Permutatio in aequum
x—x > 0—x	0—x > x—x
Detractio aequi	Adiectio aequi

Die beiden Ausdrücke der oberen Reihe könnten nun aber gar nicht in Betracht kommen, um eingebürgerte Benennungen wie dissimilatorischer und assimilatorischer Lautwechsel zu ersetzen; deshalb lasse ich auch die beiden der unteren Reihe fallen; denn es liegt mir ja eben daran, auch in der Terminologie einerseits den Zusammenhang zwischen x—x > y—x und x - x > 0—x nicht aufzugeben und andererseits den entsprechenden zwischen y—x > x—x und 0—x > x—x ins Licht zu setzen. Ich möchte also auf Grund der bisherigen Ausführungen die Annahme des Ausdruckes „assimilatorischer Zuwachs“ (wobei man „Zuwachs“ auch durch „Zusatz“ oder etwas Gleichbedeutendes ersetzen könnte) neben den durch Brugmanns Grundriß eingebürgerten Ausdrücken „dissimilatorischer und assimilatorischer Wechsel“ und „dissimilatorischer Schwund“ empfehlen. Immerhin möchte ich, falls die Bedenken gegen diese Benennung deren Vorteile überwiegen sollten, auch einen Ausdruck wie „adiectio“ oder besser „accessio[1]) aequi“ bezw. „Zuwachs eines Gleichen“ zur Erwägung vorlegen, da ein solcher präziser und treffender wäre als der unschöne und zu Verwechselungen mit ganz heterogenen Erscheinungen Anlaß gebende Ausdruck „Verzweifachung von Konsonanten“[2]) oder „Doppelsetzung“[3]) und gewiß korrekter als die Subsumierung der fraglichen Erscheinung unter die Metathese, sei es nun, daß man Metathese oder Umstellung, Versetzung, Verstellung sagt[4]). Mit der Zuweisung dieser Vorgänge zur Fern-Assimilation stehe ich übrigens durchaus nicht allein. Paul Prinzipien[4] § 45 S. 63 ff. läßt zwar bei der Aufzählung und Beschreibung der hier in Rede stehenden Vorgänge

---

[1]) Das Erstere klingt zu sehr nach Zweckbewußtsein (vgl. u. S. 43).

[2]) So bei Brugmann Grundriß I² § 995 f. S. 870 ff., bei Nachmanson (s. u. S. 69) S. 37 ff. und andern.

[3]) So bei Wechssler (s. o. S. 3 A. 1) S. 507.

[4]) Ich empfinde es einfach als eine Brüskierung des deutschen Sprachgefühls, wenn man einen Vorgang Umstellung oder Versetzung heißt, bei dem der Laut gerade stehen bleibt, und der Ausdruck Verstellung, den Meringer anwendet, unterscheidet sich doch auch — einmal in diesem Sinne gebraucht — durch nichts von den beiden andern, als daß er weniger dem allgemeinen deutschen Sprachgebrauch entspricht.

gerade diesen Fall weg[1]); daß er ihn aber nicht zur Metathese rechnet, ergibt sich klar aus seiner Definition der metathetischen Erscheinungen, ferner daraus, daß er an zwei verschiedenen Stellen dieses Abschnittes Vorgänge vom erwähnten Typus beiläufig als Assimilation gelten läßt oder selbst so bezeichnet[2]). Schuchardt spricht, wie schon aus der eben zitierten Stelle Pauls hervorgeht, von Assimilation bezw. von „Silben-Assimilation" an der Stelle (Vok. des Vulglat. III S. 4), wo er die Ansicht vertritt, daß mit ihrer Hilfe sicherlich ein großer Teil der R-Versetzungen zu erklären sei in Fällen wie ital. *strupo* etc. Wechssler gibt bei Besprechung der Fern-Assimilation S. 506 nebeneinander Beispiele, wo Lautwechsel, und solche, wo Lautzuwachs vorliegt; ebenso Oertel Lectures S. 231, der u. a. die den Sammlungen Meringers entnommenen Sprechfehler *Nasslaß* für *Nachlaß* und *paster noster* für *pater noster* als Assimilationen anführt. Sobald man die Lautgruppe ins Auge faßt, so haben wir auch beim zweiten Beispiel einen assimilatorischen Wechsel, nämlich *t—st* > *st—st*. Schuchardt nennt dies Silben-Assimilation. Die Silbe spielt jedoch dabei keine Rolle. Bei einem solchen Beispiel wird es deutlich, daß nicht Metathesis oder „Verstellung" vorliegt, sondern Assimilation, und zwar in Bezug auf die Einzellaute assimilatorischer Zuwachs. Auch Nachmanson S. 43 verweist darauf, daß diese

---

[1]) Zwischen der Metathesis und der Dissimilation, die er beide mit ihren Unterarten genau definiert, sagt er (S. 65) von der Fern-Assimilation nur: „Ferner gehören hierher Assimilation zwischen zwei nicht benachbarten Lauten", worauf Beispiele für den assimilatorischen Lautwechsel folgen. Der assimilatorische Lautzuwachs wird nicht erwähnt, sodaß für mein Gefühl in der sonst erschöpfenden Erörterung eine bedauerliche Lücke bleibt. Der Grund liegt in einer etwas einseitigen Bevorzugung der induktiven Methode der Betrachtung des Materials, wobei eine Erscheinung, für die einem gerade zufällig kein Beispiel vorliegt, als nicht existierend übersehen wird, was bei passender Ergänzung durch deduktive Erörterungen verhindert würde (vgl. u. S. 32f.).

[2]) So bemerkt er zu dem Beispiel ital. *strupo* für *stupro* bei Besprechung der einseitigen Metathese: „Schuchardt hat in Bezug auf diese Fälle die Ansicht vertreten, daß zunächst Assimilation, dann Dissimilation eingetreten sei (also z. B. *stupro—strupro—strupo*), eine Erklärung, die mindestens teilweise zutreffen mag." An anderer Stelle (S. 67) erwähnt er als „Beispiele von Assimilation im Kindermunde": „Plampe für Lampe, Plappen für Lappen".

Erscheinungen, die er „Verzweifachungen“ nennt, nur eine Art Fern-Assimilation von Lautverbindungen sind (vgl. u. S. 28), z. B. *k—kl* > *kl—kl* in einem Fall wie *θυροκλιγκλίς* (statt *θυροκιγκλίς*).

Gelegentlich werden nun auch Vorgänge als Dissimilation bezeichnet, die mit dissimilatorischem Lautwechsel und Lautschwund nicht das Mindeste zu tun haben. Bücheler Fleckeis. Jahrb. 105 (1872) S. 110 spricht von drei Arten der Dissimilation von zwei mit *r* anlautenden Silben: 1) Tilgung des einen von beiden *r*, 2) Verwandlung desselben in eine andere Liquida, 3) Trennung der beiden *r*-Silben durch vokalische Epenthese. Die dritte Art, die Bücheler durch *impropero*, das für *improbro* stehe (?), erläutert, hat gewiß mit Dissimilation nichts zu tun, ebensowenig ein Fall wie *porrigo* aus *prorigo, prurigo* (?)[1]), den Bücheler a. a. O. S. 116 f. schließlich noch als eine vierte Erscheinungsform der Dissimilation gelten lassen will. Auch eine Umstellung wie *Φρύνιχος* > *Φύρνιχος*, die Schwyzer Ilb. Jahrb. Bd. 5 (1900) S. 253[2]) als Dissimilation anspricht, kann ich nicht als solche gelten lassen. Schließlich ist auch die Bezeichnung Dissimilation für das Unterbleiben der (Kontakt-)Assimilation in der Kompositionsfuge im Lateinischen bezw. die analogische Wiederherstellung der nicht assimilierten Formen (Rekomposition, z. B. *adlatum* statt *allatum*), wie sie Bonnet Le latin de Grégoire de Tours S. 176 ff. braucht, abzulehnen.

Umstellung über andere Laute weg erfolgt:

Entweder so, daß zwei Konsonanten ihre Plätze vertauschen, bezw. daß ein Konsonant durch Vorwirkung weiter vorn in dem betreffenden Lautkomplex an die Stelle eines andern Konsonanten tritt, und daß der verdrängte nicht einfach verschwindet, sondern nachwirkt und seinerseits an die Stelle des ersten tritt. Das Ergebnis ist reziproke oder

[1]) *Porrigo* „Kopfgrind“ und *prurigo* „Hautjucken“ werden allerdings im medizinischen Vulgärlatein häufig mit einander verwechselt, sind aber dem Ursprung nach zwei ganz verschiedene Wörter.

[2]) Schwyzer erklärt: „*ρ*, dessen dunkelfärbende Wirkung“ (wobei anzunehmen ist, daß diese Wirkung sich nur auf einen folgenden Vokal erstreckt) „in mehreren Beispielen sich zeigt,“ (als Beispiel wird *καταντροκύ* angeführt, das aus *-τροκύ* < *-τικρύ* entstanden ist) „und das helle *υ* vertragen einander in dieser Reihenfolge besser“.

gegenseitige Umstellung (bezw. Metathesis), bei der an zwei Stellen eine Lautveränderung eintritt, das eine Mal infolge einer regressiven, das andere Mal infolge einer progressiven Ferwirkung, sodaß also bei der reziproken Umstellung der regressive und progressive Verlauf miteinander kombiniert sind. Die Formel dafür ist:

$$y—x > x—y.$$

Von einem induzierenden und einem induzierten Laut kann man hier nicht mehr sprechen; denn beide Laute werden gleichmäßig in Mitleidenschaft gezogen.

Beispiel: *religio > lerigio.*

Oder aber die Umstellung erfolgt so, daß ein Konsonant über die zwischenliegenden Laute hinweg an eine andere Stelle, sei es weiter vorn oder weiter hinten, versetzt wird. Das Ergebnis ist einseitige Umstellung (bezw. Metathesis), im einen Fall in regressivem, im andern Fall in progressivem Sinne; das Auftreten des Lautes an der einen Stelle ist mit dem Verschwinden an der andern verbunden: die Formel dafür ist:

$$\text{regr.:}\quad 0—x > x—0,$$
$$\text{progr.:}\quad x—0 > 0—x,$$

wobei x den versetzten Konsonanten bezeichnet, 0 die freie Stelle vor und nach dem Eintritt der Erscheinung.

Beispiele:

regr.: *Pancratius > Prancatius*
progr.: *crocodil(l)us > cocodril(l)us.*

Die reziproke und die einseitige Metathesis gehören in derselben Weise zusammen wie dissimilatorischer Wechsel und Schwund und wie assimilatorischer Wechsel und Zuwachs[1]).

Während nach der äußeren Erscheinung die Vorgänge eingeteilt wurden in Veränderungen, Auslassungen, Zufügungen und Umstellungen, ergeben sich, wenn man das Wesen der

[1]) Wir haben gesehen, daß in jeder Beziehung Fern-Assimilation als das genaue Gegenstück der Fern-Dissimilation gegenübersteht. Die Metathesis hat natürlich nicht ein außerhalb liegendes Gegenstück, weil eine Umkehrung von Metathesis wieder Metathesis ist. Das entsprechende Gegenteil einer reziproken Metathese ist wieder reziproke Metathese, denn x—y > y—x würde auf dasselbe herauskommen wie y—x > x—y, und bei der einseitigen Metathese stehen sich der regressive und der progressive Verlauf als genaue Gegenstücke gegenüber.

Erscheinungen ins Auge faßt, drei Gruppen von Fernwirkungen. Dies soll durch die folgende tabellarische Übersicht anschaulich gemacht werden:

(Siehe folgende Seite).

Meringer faßt die assimilatorischen und metathetischen Vorgänge zusammen unter den Benennungen „Vorklänge“ und „Nachklänge“ und behandelt diese beiden letztern Gruppen von Erscheinungen in zwei getrennten Abschnitten. Dadurch wird die Unterscheidung zwischen regressivem und progressivem Verlauf sehr stark in den Vordergrund gestellt, obwohl sie psychologisch gar nicht so wichtig ist[1]). Die Bezeichnung Vor- und Nachklänge deutet auf die psychologische Erklärung der Sache; die starke Unterscheidung zwischen den beiden dagegen bezieht sich bloß auf die äußere Erscheinung. Statt Vor- und Nachklänge sagt man besser Vor- und Nachwirkungen, weil ja nicht nur das akustische Moment in Frage kommt, sondern noch mehr das artikulatorische, sprechmotorische Moment[2]). Vor- und Nachwirkungen liegen, wie sich aus Meringers Darstellung ergibt, ebenso bei den metathetischen, wie bei den fern-assimilatorischen Erscheinungen vor, nur weisen die erstern im Gegensatz zu den letztern das für Metathese oder Umstellung charakteristische Merkmal auf, daß der Laut seinen ursprünglichen Platz verläßt. In beiden Fällen äußert sich die Vorwirkung als eine Antizipation, die Nachwirkung als eine Postposition (um den entsprechenden Ausdruck Meringers, der nicht ganz eindeutig ist, zu gebrauchen). Meringer braucht nun die Ausdrücke Vorklang und Antizipation einerseits, Nachklang und Postposition andrerseits, im allgemeinen promiscue, und dies ist immerhin besser, als wenn man sie in ungerechtfertigter Weise auseinanderhalten wollte, wie er es selbst für zulässig hält, wenn er zwischenhinein (A. d. Leben d. Spr. S. 22) sagt, man könne sie auch in der Weise auseinanderhalten, daß man unter „reinen Antizipa-

[1]) Meringer weist selbst darauf hin (A. d. Leben d. Spr. S. 21). Auch Wechssler S. 489 betont, daß dieser Unterschied nur untergeordneter Natur ist, soweit die psychologische Erklärung in Frage kommt.

[2]) Bei den entsprechenden Schreibfehlern, d. h. bei graphischen Vor- und Nachwirkungen assimilatorischer und metathetischer Art kommt dann noch dazu das schreibmotorische und das visuelle Moment; das letztere spielt auch die Hauptrolle bei den Lesefehlern.

A.

Fern-Dissimilation.

I. Lautwechsel.

regr.: x—x > y—x
progr.: x—x > x—y

II. Lautschwund.

regr.: x—x > 0—x
progr.: x—x > x—0

B.

Fern-Assimilation.

I. Lautwechsel.

regr.: y—x > x—x
progr.: x—y > x—x

II. Lautzuwachs.

regr.: 0—x > x—x
progr.: x—0 > x—x

C.

Fern-Umstellung.

I. Reziproke Metathese.*)

regr. u. progr.: y—x > x—y

*) Zusammenhängender Lautwechsel an zwei Stellen.

II. Einseitige Metathese.**)

regr.: 0—x > x—0
progr.: x—0 > 0—x

**) Lautschwund an der einen Stelle zusammen mit entsprechendem Lautzuwachs an der andern.

Dazu je ein Beispiel:

A.

I.

regr.: *peregrinus* > *pelegrinus*
progr.: *Belial* > *Beliar*

II.

regr.: *castrorum* > *castorum*
progr.: *crebresco* > *crebesco*

B.

I.

regr.: *purulentus* > *pululentus*
progr.: *Menelavos* > *Memelavos*

II.

regr.: *Octobres* > *Octrobres*
progr.: *perpetuus* > *perpertuus*

C.

I.

regr. u. progr.: *crustlum* > *clustrum*

II.

regr.: *Pancratius* > *Prancatius*
progr.: *crocodilus* > *cocodrilus*

tionen“ und „reinen Postpositionen“ diejenigen „Verstellungen von Sprachelementen“ verstehe, bei denen diese an ihrem alten Platze verschwinden, dagegen unter „reinen Vorklängen“ und „reinen Nachklängen“ diejenigen „Verstellungen“, bei denen die betreffenden Sprachelemente zugleich an ihrem alten Platze bleiben. Eine solche Unterscheidung ist durchaus ungerechtfertigt[1]); der Fall 0—x > x—0 ist genau so gut ein Vorklang wie der Fall 0—x > x—x und der letztere genau so gut eine Antizipation wie der erstere[2]). Der Unterschied zwischen den beiden Bezeichnungen liegt bloß darin, daß „Vorklang“ und „Nachklang“ eine Andeutung der psychologischen Ursache enthält im Gegensatz zu „Antizipation“ und „Postposition“.

Die von Meringer durchgeführte Trennung zwischen Vorklängen und Nachklängen, die er unter der gemeinsamen Bezeichnung „Verstellungen“ zusammenfaßt, hat zur Folge, daß er die reziproke Metathesis, bei der regressive und progressive Wirkung miteinander verbunden sind (vgl. o. S. 20), in einem besonderen Abschnitt behandeln muß, da sie sich weder bei den Vorklängen noch bei den Nachklängen unterbringen ließe. Er stellt sie unter dem Namen „Umstellung“[3]) den „Verstellungen“ gegenüber. Auch diese Bezeichnungsweise ist unhaltbar; denn die Ausdrücke „Umstellung“ und „Verstellung“ bezeichnen beide die Änderung der Reihenfolge. Zum mindesten müßte man, wenn man die m. E. ungerechtfertigte Ausdehnung des Ausdrucks „Verstellungen“ auch auf die Vor- und Nachwirkungen assimilatorischer Natur (y—x > x—x und 0—x > x—x) aufrecht erhalten wollte, auch die reziproken

---

[1]) Schon die Beifügung des verdächtigen Attributes „rein“, das Meringer für nötig hält, zeigt, daß die Termini selbst sich nicht so auseinanderhalten lassen. Jedenfalls würde kein Uneingeweihter hinter diesen Ausdrücken eine solche Unterscheidung ahnen können, und so verzichtet denn auch Meringer selbst auf die Durchführung dieser Unterscheidung.

[2]) Eine solche Unterscheidung zwischen Vor- und Nachklängen einerseits und Antizipationen und Postpositionen andererseits muß ebenso abgelehnt werden wie die Anwendung des Ausdruckes Metathese auf Vorgänge, die keine Umstellung sind (vgl. o. S. 17 A. 4) und wie die Einschränkung des Ausdruckes Metathese auf ganz bestimmte Fälle von Umstellungen (s. u. S. 25f.).

[3]) Vgl. z. B. Verspr. u. Verl. S. X (Inhaltsübersicht).

Umstellungen dazu rechnen; dann wären die Umstellungen gewissermaßen eine Unterabteilung der „Verstellungen“; eine Gegenüberstellung der beiden Ausdrücke ist auf alle Fälle durchaus unstatthaft. Aber auch dann wäre der Ausdruck „Umstellung“ zu eng angewendet — denn auch die einseitige Metathesis 0—x > x—0 ist ebensogut Umstellung“ [1]) —, der Ausdruck „Verstellung“ zu weit, da Fern-Assimilationen keine Verstellungen sind (s. o. S. 17 Anm. 4). Den Hauptmangel, der darin liegt, daß „Umstellung“ und „Verstellung“ keine Gegensätze sind, hat Meringer selbst gefühlt und hat darum den ersteren Ausdruck später durch „Vertauschungen“ ersetzt. Damit ist aber der Übelstand nicht aufgehoben, sondern im Gegenteil noch ein weiterer dazu gekommen. Der Ausdruck „Vertauschung“ drückt nämlich nicht unmißverständlich aus, daß es sich um die Vertauschung der Reihenfolge handelt; denn auch ein Lautwechsel ist eine Vertauschung, indem ein Laut mit einem andern wechselt, d. h. vertauscht wird [2]).

Meringer hält diese rein äußerliche Unterscheidung zwischen den „Verstellungen“ (Vor- und Nachklängen) und den reziproken Vorgängen, die er „Vertauschungen“ nennt, für eine wesentliche, prinzipielle. So sagt er (A. d. Leben d. Spr. S. 72): „Mit den Vertauschungen, den Vor-, Mit- [3]) und Nachklängen sind die Fälle des Versprechens, soweit das Einteilungsprinzip aus den Ursachen genommen wird, erschöpft“. Während er also sogar die von der Assimilation und der Metathesis in ihrer Wirkung sehr verschiedene Dissimilation als

---

[1]) Wie nahe die einseitige Umstellung mit der reziproken auch rein äußerlich in ihrem Resultat verwandt ist, zeigt die Beobachtung, daß man bei Umstellung von zwei nebeneinander stehenden Lauten theoretisch ebenso gut von reziproker Vertauschung der beiden Laute wie von Antizipation des zweiten oder Postposition des ersten Lautes reden kann.

[2]) Vgl. den Unterschied zwischen den lateinischen Ausdrücken transmutatio „Umstellung“ und inmutatio, permutatio „Lautwechsel“ (s. o. S. 6); so unterscheiden die lateinischen Grammatiker, z. B. Charisius, transmutatio oder transpositio „Umstellung“ und inmutatio oder permutatio „Lautwechsel“, ebenso Quintilian (I, 5, 12) transmutatio und inmutatio. Man sieht, das entscheidende Merkmal der Vertauschung der Reihenfolge liegt noch nicht in dem mutare, „vertauschen“, sondern erst in transmutatio.

[3]) Die „Mitklänge“ kommen hier nicht in Betracht; sie entsprechen der Kategorie der analogischen Veränderungen.

der psychologischen Ursache nach zu den Vor- und Nachklängen gehörig betrachtet[1]), schließt er die „Vertauschungen“ ausdrücklich davon aus. Wenn aber einfache Metathese, Fern-Assimilation und sogar Dissimilation sich auf dieselbe Ursache, Vor- und Nachwirkung, zurückführen lassen, warum soll dann gerade die reziproke Metathesis, die mit der einseitigen Metathesis gewiß mehr gemeinsame Züge aufweist als die Dissimilation, eine ganz andere Ursache haben, die von Meringer „Vertauschung“ genannt wird. Meringer vertritt hier dieselbe irrtümliche Meinung, die man in der einschlägigen Literatur wiederholt antreffen kann, als sei „Umstellung“, „Metathesis“ eine psychologische Ursache, und als sei damit, daß man eine Erscheinung als Umstellung, Metathesis qualifiziert, psychologisch etwas erklärt, während damit doch bloß ein rein äußerlicher Sachverhalt konstatiert wird (vgl. u. S. 48).

Reziproke und einseitige Umstellungen gehören zweifellos zusammen; es ist also ebenso unrichtig, erstere von den „Verstellungen“ und von der Erklärung durch Vor- und Nachwirkung auszuschließen, wie es verkehrt ist, die einseitige Metathesis nicht als Umstellung gelten zu lassen. Diese letztere Einschränkung wird häufig gemacht; sie ist aber unhaltbar. Noch weniger läßt sich die Terminologie der herkömmlichen Schulgrammatik[2]) aufrecht erhalten, die unter Metathesis nur eine ganz spezielle Erscheinung versteht, nämlich die Umstellung von Vokal mit daneben stehendem *r*, *l* oder Nasal[3]). Diese eingeschränkte Anwendung des Terminus „Metathesis“ im Gegensatz zu Umstellung bezw. Verstellung[4])

[1]) So erklärt M. (A. d. Leb. d. Spr. S. 92) die dissimilatorische Auslassung: „Der Vor- oder Nachklang verdrängt die Laute oder Silben, bei denen er zum Wirken kommt.“

[2]) Vgl. Kägi Griech. Schulgramm.[9] (1914) § 19, 2: „Metathesis ist die Umstellung eines kurzen Vokals mit einer Liquida, bes. mit *ρ*.“

[3]) Dabei werden nicht selten auch Fälle mit einbezogen, wo historisch betrachtet gar nicht die eine Form aus der andern durch Umstellung entstanden ist, wo vielmehr aus idg. *r̥* (bezw. *l̥*, *m̥*, *n̥*) sich einerseits Vok. + *r* (*l*, *m*, *n*), andrerseits *r* (*l*, *m*, *n*) + Vok. entwickelt hat, so z. B. in gr. *καρτερός* und *κρατερός*. In solchen Fällen ist natürlich der Terminus Metathesis durchaus verfehlt.

[4]) Zur Unterscheidung von der Metathese in diesem engern Sinn hat man dann auch schon die Erscheinungen, wo ein Laut über mehrere andere hinweg in eine andere Silbe versetzt wird, „Hyperthesis“ genannt. Jede

findet sich gelegentlich auch in modernen sprachwissenschaftlichen Publikationen[1]); sie ist aber ebenso zu verwerfen (vgl. o. S. 10 A. 1) wie die Ausdehnung des Terminus Metathesis auf Fälle, wo gar keine Umstellung, sondern fern-assimilatorischer Lautzuwachs vorliegt (vgl. o. S. 17, bes. A. 4).

Nach dem bisher Gesagten ist es nötig, noch darauf hinzuweisen, daß alle diese konsonantischen Fernwirkungen durchaus nicht nur im einzelnen Wort vor sich gehen, sondern auch über die Wortgrenze hinweg in zusammenhängender Rede. Dies ist eine Tatsache, die man erst in neuerer Zeit beachtet hat, die aber durchaus nichts besonders Merkwürdiges an sich hat, die man vielmehr gar nicht anders erwarten kann, seit man die Fernwirkungen nicht nur theoretisch erschließt aus der vergleichenden historischen Beobachtung überlieferter Sprachformen, von denen die jüngere aus der älteren auf diese Weise entstanden sein muß, sondern sie auch, wie es Meringer gelehrt hat, beim lebendigen Sprechen in der Entstehung beobachtet. Hier sind die Fern-Dissimilationen, Fern-Assimilationen und Fern-Umstellungen im Satzzusammenhang (Sandhi) ganz alltäglich als „Versprechen"; ein flüchtiger Blick in Meringers Sammlungen genügt, um es zu beweisen[2]). Im Gegensatz zu den Versprechen durch Fernwirkung im Wortinnern können diese Versprechen im Satzzusammenhang ganz natürlich in den meisten Fällen nicht zu dauernden sprachlichen Veränderungen führen, da die betroffenen Wörter immer wieder in anderm Zusammenhang gesprochen werden, wo wieder andere Bedingungen vorliegen, sodaß der Sprachusus immer wieder über die individuellen sprachlichen Verän-

---

Hyperthesis ist aber auch eine Metathesis, während allerdings nicht jede Metathesis als Hyperthesis bezeichnet werden könnte.

[1]) Z. B. bei Eckinger Die Orthographie lateinischer Wörter in griechischen Inschriften, Zürcher Dissert., München 1893, S. 109: „. . . (wir haben) eine Versetzung des *r* a) durch Metathese: *Λατωρνιανός* . . . b) etwas weiter verstellt ist das *r* in . . . *Φρεβάριος* . . . und *'Οκτρώβιος*". Auch Meringer verwendet den Terminus Metathesis bloß für die Umstellung von Vokal mit *r* oder *l* in Kontaktstellung (vgl. Verspr. u. Verl. S. 90).

[2]) Auch Gaston Paris Journal des Savants 1898 S. 81 A. 1 hat richtig erkannt, daß die scheinbar seltene Dissimilation im Sandhi sofort zu einer alltäglichen Erscheinung wird, wenn man in der gesprochenen Sprache darauf achtet.

derungen den Sieg davon trägt. Trotzdem kann man nun diese Fernwirkungen im Sandhi nicht nur an der gesprochenen lebenden Sprache nachweisen, sondern in beschränktem Umfang auch in der Überlieferung früherer Sprachperioden, indem eben solche Sprechfehler sehr häufig zufällig schriftlich festgehalten sind, wobei es sich natürlich jedesmal auch um einen Schreibfehler handeln kann, was aber dem sprachpsychologischen Wert des Falles keinen Abbruch tut, da ja alle die Momente, die beim Versprechen in Frage kommen, auch beim Verschreiben wirksam sind (vgl. u. S. 71 ff.). So haben denn verschiedene Forscher Fälle von Fernwirkung, besonders Dissimilation im Sandhi beigebracht, so z. B. schon Bechtel Über gegenseitige Assimilation und Dissimilation der Zitterlaute in den ältesten Phasen des Indogermanischen, Dissert. Göttingen 1876, S. 29 f., in den letzten Jahren besonders Ed. Schwyzer[1]).

Unter besonders günstigen Verhältnissen kommt es auch im Satzzusammenhang zu gewissen usuellen Modifikationen, z. B. Abwechslung zwischen zwei verschiedenen Wortformen je nach dem vorausgehenden Wort; vgl. den von H. Hessen aus dem Altirischen beigebrachten Fall (s. u. S. 43).

Ich habe mich bisher in der Hauptsache mit der Einteilung und Terminologie der Fernwirkungen befaßt, wobei es aber bereits unumgänglich war, auch auf das Wesen der Sache einzugehen. Es bleibt nun noch die Frage: „Was ist denn eigentlich die psychologische Ursache dieser Erscheinungen?“ Eine eingehende Auseinandersetzung mit diesen Problemen und den damit zusammenhängenden Fragen und verschiedenen Meinungen kann ich hier nicht geben; ich beschränke mich im folgenden auf die wichtigeren darunter.

Die Fern-Assimilation ist ihrem Wesen nach leichter verständlich als die Dissimilation. Meringer hat mit seinem Erklärungsprinzip der Vor- und Nachwirkungen dabei das Richtige getroffen. Entweder drängt sich ein Laut zu früh auf, und zwar an einer entsprechenden Stelle in einer andern Silbe, oder der schon gesprochene Laut tritt, nachdem er bereits an der richtigen Stelle gesprochen worden ist, an einer

[1]) Vgl. IF 14 (1903) S. 26, wo weitere Literatur genannt wird.

entsprechenden in einer späteren Silbe zum zweiten Male auf. Dabei kann er einen verwandten verdrängen und sich an seine Stelle setzen; gerade die artikulatorische Verwandtschaft der beiden Laute begünstigt die Fernwirkung; so ist ja die Ähnlichkeit der aufeinanderfolgenden Silbenanlaute gerade eine der hauptsächlichsten Sprechschwierigkeiten, die zu häufigen Entgleisungen führt. In diesem Falle haben wir assimilatorischen Wechsel. Oder der betreffende Laut drängt sich neben andern auf, ohne einen Laut zu verdrängen, wobei wiederum dieselbe Stellung in einer andern Silbe bevorzugt wird. Diese Erscheinung wird insbesondere erleichtert und begünstigt durch die gleiche oder ähnliche Umgebung an den beiden Stellen: wenn z. B. von zwei in einer Silbe nebeneinander stehenden Konsonanten der erste (oder auch nur ein ihm artikulatorisch verwandter) in einer früheren oder späteren Silbe in derselben Stellung steht, ohne daß jener andere folgt, so ist hier das Auftauchen jenes andern Lautes durch Vor- oder Nachwirkung sehr naheliegend. Wenn also z. B. im Anlaut der einen Silbe Verschlußlaut + *r*, im Anlaut einer andern jedoch nur Verschlußlaut steht, so tritt leicht auch hinter diesem Verschlußlaut ein *r* auf. Darauf hat zuerst Wackernagel KZ 33 (1895) S. 9 aufmerksam gemacht; so war z. B. in *θυροκλιγκλίς* statt *-κιγκλίς* (s. o. S. 19) die Tatsache, daß das *λ* in der letzten Silbe mit einem *κ* verbunden ist, der Anstoß dafür, daß in der zweitletzten Silbe hinter dem *κ* ebenfalls ein *λ* eingefügt wurde.

Das Wesen der Fern-Assimilation wird behandelt außer in den beiden Büchern Meringers von Brugmann Grdr. I² § 972 S. 847 ff., Paul Prinzipien⁴ § 45 S. 65, Oertel Lectures S. 231, Wechssler S. 506 f. und insbesondere von Vendryes L'assimilation consonantique à distance, MSL 16 (1910/11) S. 53 ff. Vendryes geht auch auf den Unterschied zwischen Kontakt-Assimilation und Fern-Assimilation ein, von dem ich bereits oben S. 15 f. gesprochen habe, und weist ebenfalls auf die vollständige Verschiedenheit der beiden Erscheinungen hin.

Die Produkte der Fern-Assimilation sind häufig wieder die Ausgangspunkte der Dissimilation. Während bei der Assimilation die artikulatorische Ähnlichkeit der Laute oder der Umgebung in zwei verschiedenen Silben zur Herstellung

einer vollständigen Gleichheit Anlaß gibt, so gibt nun die ganze oder partielle Gleichheit erst recht wieder Anlaß zu störenden Einwirkungen. Die Dissimilation hilft nun dem Übelstand gerade in der umgekehrten Richtung ab, indem sie die Gleichheit beseitigt. Sie ist bekanntlich weit häufiger als die Fern-Assimilation; deshalb hat sie in noch viel größerem Maße das Interesse der Sprachforscher erregt. Die Probleme, die sich hier ergeben, lassen sich zusammenfassen in zwei Hauptkomplexe von Fragen:

1) Was sind die tieferen Ursachen dieser Erscheinungen, die man natürlich nur in der menschlichen Psyche suchen kann? und
2) Wie ist der Verlauf der dissimilatorischen Erscheinungen, und lassen sich dabei gewisse leitende Grundprinzipien oder Regeln aufweisen, denen diese Vorgänge unterworfen sind, oder herrscht hier wirklich — wie es zunächst den Anschein hat — im Gegensatz zu der sonst überall geltenden Gesetzlichkeit in der Sprache vollständige Unregelmäßigkeit und Anarchie?

Wir lassen die erste Frage zunächst beiseite; was die zweite anbelangt, so hat die rein induktive Sprachbetrachtung, die aus allen Sprachen eine gewaltige Fülle von Beispielen aneinandergereiht hat, bei denen man mit Sicherheit oder mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit Dissimilation zu konstatieren imstande ist, die Erkenntnis vom Wesen der Dissimilation nicht über eine gewisse Grenze hinaus fördern können. Hier hat nun das Buch von Grammont[1]) bahnbrechend gewirkt, der die induktive Methode mit deduktiven Erörterungen verbunden und die Frage gestellt hat: Warum nimmt die Dissimilation das eine Mal diesen, das andere Mal jenen Verlauf? d. h. warum dissimiliert hier der zweite von den beiden den ersten und nicht umgekehrt und warum in einem andern Falle der erste den zweiten? gibt es nicht gewisse konstante Regeln, die das erklären? Die Frage wird beantwortet dadurch, daß Grammont die verschiedenen psychologischen und physiologischen Momente aufdeckt, die erklären, warum der eine Laut widerstandsfähiger ist als der andere. Grammonts

[1]) Grammont La dissimilation consonantique dans les langues indo-européennes et dans les langues romanes. Pariser These, gedr. Dijon 1895.

Ausführungen gipfeln in dem Satz (S. 186): „La dissimilation c'est la loi du plus fort.“ Dieser Satz für sich betrachtet scheint nun etwas Selbstverständliches auszudrücken, und so haben denn Kritiker, die der ganzen Problemstellung Grammonts wenig Verständnis entgegengebracht haben, wie Meringer (IF Anz. 12 S. 8 ff., speziell S. 12), diesen Satz heftig angegriffen und ihn als leere Redensart hingestellt. Wenn nun Grammont wirklich, wie man aus Meringers Kritik den Eindruck bekommt, einfach diesen Satz aufgestellt hätte, und auf die Frage, warum denn der eine Laut der stärkere sei, wirklich keine andere Antwort zu geben hätte, als „eben weil er den andern dissimiliert“, dann wäre allerdings das Urteil Meringers gerechtfertigt, es handle sich hier um den schönsten circulus vitiosus. Grammonts Untersuchungen laufen aber in der Hauptsache eben darauf hinaus, zu zeigen, warum in jedem Falle der betreffende Laut der stärkere ist, und darum spricht Meringer mit seiner ganzen Kritik an Grammont vorbei. Grammont zeigt, daß I. ein Konsonant in betonter Silbe stärker ist, als ein Konsonant in unbetonter Silbe, II. daß die Stellung eines Konsonanten im Verhältnis zu den ihn umgebenden Lauten einen verschiedenen Grad von Widerstandskraft bedingt, daß z. B. ein angelehnter (d. h. silbenanlautender nach konsonantischem Silbenschluß) stärker ist als ein nicht angelehnter oder als ein implosiver (d. h. silbenschließender) oder intervokaler, ein implosiver wiederum stärker als ein intervokaler usw., und III. (dies ist die interessanteste Feststellung) daß ceteris paribus der hintere Konsonant immer stärker ist als der vordere. Hierin kommt die Tatsache zum Ausdruck, daß die weit überwiegende Zahl der Fälle von Dissimilation regressiven Verlauf zeigen. Der hintere Laut muß also eine gewisse psychologische „Dominanz“ [1]) ausüben. Es beruht dies darauf, daß, um kurz auszudrücken, was Grammont S. 184 f. eingehend auseinandersetzt, die „innere“ Sprache dem äußeren Sprechen vorauseilt, sodaß die Aufmerksamkeit immer bereits auf etwas späteres gerichtet ist als das, was gerade ausgesprochen wird. Hier handelt es sich also um ein rein psycho-

[1]) Um einen von C. Juret Dominance et résistance dans la phonétique latine (Pariser These, gedr. Heidelberg 1913) geprägten Ausdruck zu gebrauchen.

logisches Moment im Gegensatz zu den unter I. und II. genannten physiologischen Momenten. Meringer „widerlegt“ diese drei Ursachen der Stärke eines Konsonanten durch die Bemerkung: „das letztere“ (die III. Ursache) „ist wiederum falsch und unwahr“ (ohne daß er auf die Erörterungen Grammonts überhaupt eingeht) „und auch an das andere“ (I. und II.) „glaube ich nicht“, um dann zum Schlusse zu kommen, daß Grammonts Argumentation nichts als einen circulus vitiosus bedeute. Schließlich erklärt er (S. 14), daß Grammonts Glaube, ein einheitliches „Gesetz“ für alle Fälle geben zu können, einer großen Selbsttäuschung entspringe. Dies dürfte zur Genüge zeigen, daß Meringer mit seiner ungerechten Kritik durchaus an Grammonts Ausführungen vorbeiredet.

Aus dem mannigfachen Zusammen- und Entgegenwirken dieser Ursachen ergeben sich nun verschiedene Möglichkeiten, die Grammont in zwanzig „Gesetze“ faßt. Außerdem zeigt er in einer „Observation générale“ S. 88 ff., daß häufig der Verlauf, wie er jenen „Gesetzen“ nach zu erwarten wäre, den er deshalb „dissimilation normale“ nennt, umgedreht wird, indem der nach jenen drei Hauptgesetzen schwächere Laut dadurch zum stärkeren wird, daß er vom etymologischen Bewußtsein, das bei dem betreffenden Teil des Wortes — sei es nun der Stamm oder das Suffix — noch besonders lebendig ist, geschützt wird. Diesen Fall nennt Grammont passend „dissimilation renversée“. Zum Verständnis von Grammonts „Gesetzen“ ist es nun von größter Wichtigkeit, die Grundsätze zu berücksichtigen, die er in der Einleitung (S. 15) und in den „Conclusions“ auf S. 186 ausspricht, daß es sich nämlich nicht um Lautgesetze handelt, nach denen in jeder einzelnen Sprache die Dissimilation eintreten oder nicht eintreten müßte, sondern um Generalgesetze, die ausdrücken, was der Dissimilation in allen Sprachen (bezw. in allen indogermanischen Sprachen mit Rücksicht auf die notwendige Beschränkung des Stoffes) gemeinsam ist. Für die Einzelsprache bedeuten diese „Gesetze“ durchaus nicht, daß im gegebenen Falle eine Dissimilation so oder so eintreten muß, sondern nur, wie sie verlaufen muß, wenn sie überhaupt eintritt. (Das letztere hängt vorwiegend von lautphysiologischen einzelsprachlich bedingten Faktoren ab.) Grammont bemerkt ausdrücklich (S. 15): „Pour

telle ou telle langue en particulier, ... ces lois sont des possibilités; elles sont la formule suivant laquelle la dissimilation se fera, si elle se fait." und (S. 186): „elles" (les lois) „sont générales, en ce sens qu'elles sont les mêmes partout où elles apparaissent. Une langue peut posséder telle formule et ignorer telle autre ..." Grammonts Buch beschäftigt sich also weder mit der psychologischen Begründung des Eintretens der Dissimilation (oder doch nur in untergeordnetem Maße), noch mit der Frage, warum in den einzelnen Sprachen und in jedem einzelnen Falle Dissimilation eintritt oder unterbleibt, sondern mit den allgemeinen psychologischen und physiologischen Bedingungen des Verlaufes der Dissimilation, da, wo sie eintritt. Es ist hier also nicht das wo und das warum des Eintretens der Dissimilation, das untersucht wird, sondern das wie ihres Verlaufes. Dieser Sachverhalt ist von den Kritikern Grammonts immer wieder mißverstanden oder ignoriert worden. Sie haben gegen Grammont den Einwand erhoben, die dissimilatorischen Erscheinungen ließen sich nicht durch Lautgesetze bestimmen[1]). Daß ein großer Teil der zeitgenössischen Linguisten völlig verkannt hat, worauf Grammonts Buch eigentlich hinaus will, hängt m. E. zusammen mit der ausschließlichen Anerkennung der induktiven, historischen Sprachbetrachtung in Anlehnung an Pauls Identifizierung von Sprachwissenschaft und Sprachgeschichte und der dadurch gegebenen Ablehnung der Bestrebungen, daneben auch eine deduktive, prinzipielle Sprachbetrachtung zur Geltung zu bringen. Die Bedeutung aber, die eine solche Methode hat als Ergänzung zu der in den letzten Jahrzehnten allzu einseitig induktiv-historisch betriebenen Sprachwissenschaft, und die Wichtigkeit der Erkenntnis,

[1]) Vgl. z. B. u. S. 37 f. u. 40 f. — ferner Meringer IF Anz. 12 S. 12—14, wo er in ganz verfehlter Weise gegen Grammonts „Gesetze" polemisiert, z. B. (S. 12): „Widersprechen muß ich der Grundauffassung Gr.s, daß nämlich seine Regeln ... eintreten müssen" oder (S. 13): „Gr. spricht von „Gesetzen", nach denen die Dissimilationen sich also allenthalben vollziehen müssen." Dabei schreibt Meringer selbst etwas weiter oben (S. 9): Grammont erklärt, daß seine Gesetze (lois) bloß Möglichkeiten sind: elles sont la formule suivant laquelle la dissimilation se fera, si elle se fait." — ferner Solmsen KZ 42 S. 214: „Daß es sich bei ihr" (der Dissimilation) „um sporadische, nicht festen „Lautgesetzen" unterworfene Vorgänge handelt, wird gegenwärtig — im Gegensatz zu Grammont — niemand mehr bezweifeln"

daß es allen Einzelsprachen übergeordnete allgemeine prinzipielle Gesetze gibt, die in der Struktur der menschlichen Psyche einerseits und der menschlichen Sprachorgane andrerseits begründet sind, darf nicht außer acht gelassen werden. Diese Grundsätze sind außer von Grammont insbesondere von Meillet in verschiedenen Publikationen überzeugend zum Ausdruck gebracht worden. Auch mit meinem verehrten Lehrer Niedermann stimme ich durchaus in der Überzeugung überein, daß nur die Verbindung induktiver Forschung mit deduktiven Erörterungen für Erreichung dauernd wertvoller Resultate Gewähr bieten kann[1]).

Was nun Grammonts „Gesetze" im einzelnen betrifft, so läßt sich heute nach zwanzig Jahren nicht mehr alles aufrecht erhalten. Nachdem ich mich näher mit den einschlägigen Fragen beschäftigt habe, hätte ich verschiedene Abänderungsvorschläge zu machen. Ich bin jedoch noch zu keinem abschließenden Urteil gekommen und gehe daher an dieser Stelle nicht näher darauf ein, zumal da einerseits die Hauptresultate von Grammonts Buch, die auch heute noch nichts von ihrem Werte eingebüßt haben, und die in manchen Punkten programmatischer Natur sind, dadurch nicht berührt werden, und da andrerseits die Darstellung und Erörterung des vorzugsweise aus den lateinischen Inschriften gewonnenen Beispielmaterials, die den Inhalt des zweiten Teils meiner Arbeit bilden sollen, eine solche eingehende Würdigung und Kritik der Grammontschen „Gesetze" nicht notwendig voraussetzen. Einige Verbesserungen und präzisere Fassungen hat Grammont bereits selbst gegeben in einem Artikel „A propos des ouvrages de M. A. Thomas. Notes sur la dissimilation" in der Revue des langues romanes 50 (1907) S. 273 ff., wo er sich verteidigt gegen die sehr scharfe, aber zum größten Teil ungerechtfertigte Kritik, die Antoine Thomas in drei von 1897 bis 1905 erschienenen Arbeiten[2]) an seinem

[1]) Vgl. die Bemerkungen von Niedermann in der Rezension von Brugmanns Abhandlung über die Dissimilation in der Berl. philol. Wochenschr. 31 (1911) Sp. 1036, wo auch die einschlägigen Publikationen von Meillet genannt werden.

[2]) „Essais de philologie française", „Mélanges d'étymologie française" und „Nouveaux Essais de philologie française".

Buch geübt hatte. Insbesondere hat er hier an Stelle des mißverständlichen Ausdruckes „lois“, „Gesetze“ die vorsichtigere Bezeichnung „formules“, „Formeln“ gesetzt. Antoine Thomas nimmt seinerseits wieder Stellung gegen Grammont in der Romania 37 (1908) S. 284 ff. Eine eingehende Würdigung von Grammonts Buch geben Gaston Paris im Journal des Savants 1898 S. 81 ff. (abgedruckt in seinen Mélanges linguistiques I 129 ff.) und Meillet in der Revue critique, 30me année (1896) I^{er} sem. (N. série, t. XLI) S. 385—388. Beide erörtern auch gewisse Mängel von Grammonts Ausführungen im einzelnen.

Eine andere Frage ist diejenige, die Brugmann in den Mittelpunkt der Untersuchung gestellt hat in seiner Abhandlung „Das Wesen der lautlichen Dissimilationen“ (Abh. sächs. Ges. Wiss., ph.-h. Kl., Bd. 27 (1909), No. 5, S. 139 ff.): „Was ist eigentlich die psychologische Ursache der Dissimilationserscheinungen?“ [1]) Es ist mir nicht möglich, im Rahmen dieser Arbeit eine ausführliche Auseinandersetzung mit Brugmann zu geben; ich beschränke mich hier bloß darauf, zu betonen, daß trotz der vielen feinsinnigen, treffenden und lehrreichen Beobachtungen und Einzelerörterungen Brugmanns Abhandlung doch in der Hauptsache, der Antwort auf die gestellte Frage, enttäuscht. Als Grund der Dissimilation bezeichnet Brugmann einen angeblich der menschlichen Psyche immanenten „horror aequi“ (genauer „aequivoci“) (S. 146). Dies ist aber keine Erklärung, sondern nur eine gelehrte Umschreibung der Sache. Ich stimme darin überein mit den verschiedenen Rezensenten von Brugmanns Abhandlung: Hoffmann-Krayer Deutsche Literaturzeitung 31 (1910) Sp. 2906 ff., Niedermann Berl. philol. Wochenschr. 31 (1911) Sp. 1033 ff. und Meillet Bulletin Soc. Lingu. No. 58 (t. XVI, 2) s. ccxlvij—cclj. Hoffmann-Krayer trifft durchaus den wunden Punkt, wenn er sagt: „Wenn wir als Grund für die „Unähnlichmachung“ den Abscheu vor dem Ähnlichen anführen, so verfahren wir nicht anders, als wenn wir als Grund für die Flucht eines Menschen seinen Abscheu

[1]) Vgl. die Selbstanzeige Brugmanns IF. Anz. 24 S. 216 ff., wo er die Frage so formuliert: „Was ist die psychologische Grundlage alles dessen, was man seit Pott als dissimilatorische Erscheinungen in der Sprachentwicklung bezeichnet?“ (vgl. Pott Etym. Forsch. 2^{1} (1836) S. 65 ff.)

vor dem Dableiben angeben; hier wie dort wird sich sofort die weitere Frage erheben: Weshalb aber dieser Abscheu vor dem Dableiben, dieser „horror aequi"?" Eine weitere Frage, die Hoffmann-Krayer a. a. O. ebenfalls andeutet, ist die: Wie könnte man denn, wenn es einen solchen „horror aequi" in der menschlichen Psyche gäbe, die Tatsache erklären, daß neben der Dissimilation die Fern-Assimilation vorhanden ist, die gerade darauf gerichtet ist, die Gleichheit hervorzubringen? An dieser Frage geht Brugmann vollständig vorbei. Dagegen weisen, wie mir scheint, die Erörterungen, die Hoffmann-Krayer anstellt, um etwas Befriedigenderes an die Stelle jenes mysteriösen „horror aequi" zu setzen, den richtigen Weg. Es handelt sich nicht um die Scheu vor der Gleichheit, sondern wie bei der Fern-Assimilation um die Konfusion zweier Vorstellungen durch Vor- und Nachwirkung (d. h. zweier Lautvorstellungen, da wir uns hier auf die Laut-Dissimilation beschränken und die Dissimilation bei größeren Komplexen, wo die Sache sich natürlich ganz analog verhält, zunächst beiseite lassen). Die Konfusion tritt umso leichter ein, je ähnlicher die beiden Laute sind. Wenn nun das Gleiche an der einen Stelle weggelassen oder durch etwas Verwandtes ersetzt wird, so herrscht hier eben das dunkle Gefühl, daß der betreffende Laut schon vorhanden ist und daher nicht mehr artikuliert zu werden braucht. Aus diesem Grunde merkt es auch derjenige, bei dem sich Dissimilation als Versprechen einstellt, meist gar nicht, daß er etwas ausgelassen hat.

Bei Brugmann kommt auch eine weitere Frage zur Diskussion, nämlich diejenige, wie es sich eigentlich mit den relativ seltenen Fällen verhält, wo zwei unmittelbar benachbarte Konsonanten sich dissimilieren. Handelt es sich hier wirklich, wie Brugmann annimmt, genau um dieselbe Erscheinung wie bei der Fern-Dissimilation oder nicht vielmehr um eine Erscheinung, die der Kontakt-Assimilation analog und vorwiegend lautphysiologisch bedingt ist? Auch Grammont, dessen Buch sich ja weniger mit der Begründung der Dissimilation als mit der Beobachtung ihres gesetzmäßigen Verlaufes beschäftigt, macht hier keinen Unterschied. Seine Formel XI ist speziell auf die Fälle gemünzt, bei denen er Dissimilation von zwei Konsonanten, die nur durch die Silbengrenze getrennt sind,

annimmt, und wobei immer der vordere der Dissimilation unterliegt. Dagegen hat Meillet in dem Aufsatz „De la différenciation des phonèmes“ MSL 12 (1903) S. 14 ff. m. E. klar nachgewiesen, daß die Fern-Dissimilation, der die verhältnismäßig seltene Fern-Assimilation entgegengesetzt ist, und die ihrerseits sehr seltene Kontakt-Dissimilation, die das Gegenstück zu der weitverbreiteten gewöhnlichen Kontakt-Assimilation darstellt, zwei prinzipiell verschiedene Erscheinungen sind: bei der Fern-Dissimilation vermeidet man es, zweimal hintereinander dieselbe Artikulationsbewegung auszuführen, dagegen bei der Kontakt-Dissimilation, die gleiche Artikulationsstellung beizubehalten. Dieser prinzipielle Unterschied wird von Brugmann in Abrede gestellt, aber nicht widerlegt[1]). Demgegenüber verteidigt Meillet seinen Standpunkt nochmals ausführlich und m. E. einleuchtend in der angeführten Rezension von Brugmanns Abhandlung. Bei der Kontakt-Dissimilation ist es hauptsächlich ein lautphysiologischer Übelstand, der beseitigt wird, da die Auseinanderhaltung von zwei aufeinander folgenden, sehr ähnlichen oder gleichen Konsonanten (worunter natürlich nicht Geminata gemeint ist, bei der es sich ja nur um einen gelängten Konsonanten handelt) unter gewissen Bedingungen Schwierigkeiten macht, die dadurch beseitigt werden, daß die Laute deutlicher differenziert werden. Demgemäß nennt Meillet diese Erscheinung „différenciation“, um sie auch terminologisch deutlich von der Fern-Dissimilation, für die er die Bezeichnung Dissimilation ausdrücklich reserviert wissen will, zu unterscheiden. Entsprechend hat Vendryes in seinem Artikel über die Fern-Assimilation (vgl. o. S. 28) den Vorschlag gemacht, auch den Namen Assimilation ganz für die Fern-Assimilation zu reservieren (wobei er aber nur an den fern-assimilatorischen Wechsel denkt, nicht an den Zuwachs) und für die Kontakt-Assimilation den Namen „accommodation“ zu gebrauchen. Die Ausdrücke Differenziation und Akkommodation wären zweifellos

[1]) Brugmann begnügt sich, ohne auf Meillets Erörterungen einzugehen, mit dem apodiktischen Satz: „Mit Meillet a. a. O. die Fälle dieser Art auszuschließen, liegt kein triftiger Grund vor, da es auf das Motiv der Lautänderung ankommt.“ Meillet hat aber eben gezeigt, daß das Motiv bei der Kontakt-Dissimilation nicht das gleiche ist wie bei der Fern-Dissimilation.

ganz angemessen; allein auch die Bezeichnungen Assimilation und Dissimilation passen, wie ich oben S. 15 gezeigt habe, gerade für die Kontaktwirkungen viel besser als für die entsprechenden Fernwirkungen. Man müßte also, wollte man auf der einen Seite neue Termini einführen, dies viel eher bei den Fernwirkungen tun als bei den Kontaktwirkungen (vgl. o. S. 16 f.). Wenn man die beiden Bezeichnungen für die Fernwirkungen gebraucht, so muß man sie noch mehr auch den entsprechenden Kontaktwirkungen zukommen lassen. Außerdem ist zu bedenken, daß der Terminus Assimilation für die gewöhnliche Kontakt-Assimilation so stark eingebürgert ist, daß er nicht mehr ausschließlich für die Fern-Assimilation reserviert werden kann. Wollte man den Vorschlag von Vendryes zur Annahme empfehlen, ohne daß die Möglichkeit vorhanden ist, ihm allgemeine Geltung zu verschaffen, so würde man damit nur die Unsicherheit in der Terminologie, die ohnehin schon groß genug ist, noch vergrößern helfen. Aus diesen Gründen lehne ich die an und für sich einwandfreien Termini Akkomodation und Differenziation ab, halte es vielmehr für das Empfehlenswerteste, sich mit der Unterscheidung „Fern-", „Kontakt-" zu behelfen. Dabei hat man sich zu vergegenwärtigen, daß man mit der Bezeichnung Dissimilation *κατ' ἐξοχήν* jeweils speziell die entsprechenden Fernwirkungen, mit der Bezeichnung Assimilation *κατ' ἐξοχήν* dagegen im Gegenteil in erster Linie die entsprechenden Kontaktwirkungen im Auge hat.

Was nun die Gesetzmäßigkeit des Verlaufs der Dissimilation anbelangt, so verficht Brugmann die Ansicht, es sei müssig, nach Gesetzen zu forschen (S. 161): „Es ist eine schöne Sache um die Lautgesetze ... Aber wo ein psychischer Faktor von der Art zu Grunde liegt, wie er für alle dissimilatorischen Vorgänge notwendig vorausgesetzt werden muß, da ist man mit dem Formulieren von Gesetzen bald am Ende" (ähnlich S. 174ff). Dagegen nimmt Thurneysen KZ 44 (1911) S. 110 mit Recht Stellung: man frage sich vergebens, weshalb es von vornherein nicht zu erwarten sei, daß die Dissimilationen gesetzlichen Charakter trügen. Daß die Grundlage der Dissimilation psychologisch ist, ist ja nichts Neues, sondern seit Wundt und Meringer überhaupt nicht zu bestreiten. Das ist jedoch kein Beweis dafür, daß hier überhaupt keine Gesetzmäßigkeit

herrschen könnte. Nach dem, was Grammont für die Gesetzmäßigkeit der Dissimilation ins Feld geführt hat, kann man es nur einen Rückschritt nennen, wenn Brugmann und Andere prinzipiell die Berechtigung und die Zweckmäßigkeit des Suchens nach bestimmten Gesetzen auf diesem Gebiete in Abrede stellen. Ich treffe hier wieder durchaus mit der Beurteilung von Brugmanns Standpunkt durch Niedermann (a. a. O. Sp. 1036) und durch Hoffmann-Krayer (a. a. O. Sp. 2908) zusammen. Der Letztere betont mit Recht, daß „es doch gerade von hervorragendem Interesse ist, den Gründen nachzuforschen, weshalb in dem einen Fall die Dissimilation ganz unterbleibt, und weshalb sie hier diesen, dort jenen Weg eingeschlagen hat", gegenüber der grundsätzlichen Ablehnung solcher Fragen durch Brugmann (S. 176): „Wieweit .... jedesmal der Systemzwang oder die Bedeutsamkeit, die die bedrohte Lautung für das aktuelle Sprachgefühl hatte, den horror aequi von vornherein in Unwirksamkeit gehalten, oder Wirkungen, die er schon tatsächlich übte, hinterher wieder aufgehoben hat, ist meistens schwer abzuschätzen." Mit dieser Beurteilung hängt die etwas allzu summarische Gruppierung der Vorgänge bei Brugmann und die Vermischung prinzipiell verschiedener Fälle zusammen. Hoffmann-Krayer weist darauf hin, daß der Grund für diesen Übelstand „in der völligen Ablehnung der Mitarbeit physiologischer Momente bei den dissimilatorischen Vorgängen" liegt (z. B. der erhaltenden Kraft, die die Stellung unter dem Akzent oder an bestimmter Stelle im Wort in Bezug auf die Nachbarlaute auf einen Konsonanten ausübt), mit anderen Worten, daß Brugmann mit der Begründung, daß es sich hier um eminent psychologisch bedingte Vorgänge handle — was gewiß nicht zu bestreiten ist —, es prinzipiell ablehnt, den Bedingungen des Verlaufes der Dissimilation nachzufragen.

Die der Dissimilation zu Grunde liegenden psychologischen Vorgänge und ihr Verlauf sind bereits vor Brugmanns Abhandlung — wenn auch nur mit Rücksicht auf einen beschränkten Ausschnitt der Dissimilationserscheinungen — von Hoffmann-Krayer besprochen worden in dem Aufsatz „Fern-Dissimilation von *R* und *L* im Deutschen" in der Festschrift zur 49. Philologenversammlung in Basel 1907 S. 141 ff. Da bekanntlich die Dissimilation bei *R* und *L* weitaus am häu-

figsten ist, und die Beispiele aus dem Deutschen in diesem Aufsatz fortwährend mit solchen aus anderen Sprachen verglichen werden, so haben die Ergebnisse dieses Aufsatzes trotz der Einschränkung auf einen gewissen Ausschnitt allgemeineren Wert. Hoffmann-Krayer beschäftigt sich darin nicht nur mit der psychologischen Begründung der Dissimilationserscheinungen, sondern ganz besonders auch mit den Bedingungen ihres Verlaufs, indem er zeigt, welche physiologischen und psychologischen Kräfte am Werk sind, um einerseits einen Laut umzugestalten, andererseits ihn zu erhalten. Als physiologische Momente figurieren die Wirkung des Akzents und der Stellung im Wort (in Bezug auf die Nachbarlaute), als psychologische Momente das etymologische Bewußtsein und die Volksetymologie. Man sieht daraus, daß diese Untersuchungen ganz in der Richtung gehen, wie Grammonts Buch, obwohl der Verfasser auf dieses nicht eingeht, sondern es nur in der Einleitung kurz erwähnt, um dann im weiteren ganz an ihm vorbeizugehen, was bis zu einem gewissen Grade zu bedauern ist. Im Gegensatz zu Grammont ist es Hoffmann-Krayer nicht darum zu tun, zu einem festen System der Gesetzmäßigkeit der verschiedenen mitwirkenden Faktoren zu kommen; er beschränkt sich vielmehr darauf, diese Faktoren aufzuzeigen und das Wirken dieser Kräfte zu illustrieren. Insbesondere betont er auch das Zusammenwirken und einander Entgegenwirken der verschiedenen Faktoren, etwas, worauf Grammont im Bestreben nach einem klaren System m. E. etwas zu wenig Rücksicht genommen hat. Der Verfasser kommt also nicht wie Grammont zum Ergebnis einer bestimmt faßbaren Gesetzmäßigkeit. Auf die Tatsache, daß man hier nicht zu festen Lautgesetzen kommen könne, weist Hoffmann-Krayer wiederholt hin (S. 492 und 505), was ja durchaus nicht im Widerspruch zu Grammonts Buch steht, sobald man dessen „Gesetze“ richtig versteht. Es bedeutet dies nicht mehr als einen Hinweis auf die Kompliziertheit dieser Erscheinungen und eine Beschränkung der Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat; es bedeutet jedoch keineswegs das Hauptergebnis der Untersuchungen in dem Sinne, als käme es dem Verfasser darauf an, jedes Suchen nach irgendwelcher Gesetzmäßigkeit auf diesem Gebiet überhaupt als verfehlt hinzustellen: denn gerade

daß es ihm gelingt, bestimmte psychologische und physiologische Kräfte als wirksame Faktoren zu erweisen, zeigt, daß hier eine gewisse allgemeine Gesetzmäßigkeit zu Grunde liegt, die allerdings viel schwieriger zu fassen ist, als ein einzelsprachliches, räumlich und zeitlich beschränktes Lautgesetz.

Es ist also durchaus verkehrt, wenn von überzeugten Anhängern einer prinzipiellen Unregelmäßigkeit der Dissimilationsvorgänge Grammonts Standpunkt mit Berufung auf Hoffmann-Krayers Arbeit bekämpft wird, wie es z. B. von Edward Schröder geschehen ist in einer Art und Weise, die ganz entschiedenen Widerspruch herausfordert. In dem Aufsatz „Blachfeld", Nachr. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, ph.-h. Kl., 1908 S. 15 ff., der eine interessante Fülle von Dissimilationen aus den germanischen Sprachen beibringt und bespricht, wird Grammonts Abhandlung kurzerhand mit den folgenden Worten erledigt: „ .... es lohnt sich wohl, sie (die Dissimilation im Wortanlaut und spez. im Compositum) einmal durch reichlichere Beispiele zu beleuchten; nachdem neuerdings das ganze Problem der Dissimilation an einem Ausschnitt zum ersten Male eindringlich behandelt worden ist von Ed. Hoffmann-Krayer ..... Ich sage zum ersten Male, denn die bekannte Monographie von Grammont ..... ist nicht einmal zu der einfachsten Erkenntnis vorgedrungen, daß es sich hier um etwas anderes als um „feste" Lautgesetze handelt, und daß beim Eintritt wie beim Unterbleiben der Dissimilation neben den Accentverhältnissen psychologische Faktoren eminent wirksam sind." Diese apodiktische Verurteilung Grammonts, die dadurch kaum erfreulicher werden dürfte, daß der Verfasser (S. 29) „sich schmeichelt", mit seinen eigenen Ausführungen „den Fachgenossen allerlei Unbekanntes und Überraschendes" zu bieten, ist so ungerecht als nur möglich. Wer Grammonts Monographie eingehend studiert und sich nicht durch die darin im Vordergrund stehenden „Gesetze" [1]) davon abhalten läßt, auch das Übrige, was das Buch enthält, zu würdigen [2]), der

[1]) Daß der Ausdruck „Gesetz" leicht mißverstanden werden kann, ist allerdings nicht zu leugnen und von Grammont selbst anerkannt worden (vgl. o. S. 33 f.).

[2]) Eine gerechte Würdigung ist allerdings auch vom Verfasser selbst erschwert worden durch eine gewisse Unübersichtlichkeit in der Darstellung.

wird darin unter anderm die Erkenntnis nicht vermissen, daß bei der Dissimilation „neben den Accentverhältnissen psychologische Faktoren eminent wirksam sind“ (vgl. o. S. 30 ff.), eine Wahrheit, die überhaupt von niemandem bestritten wird (vgl. o. S. 37 f.); er kann auch kaum die Tatsache übersehen, daß Grammont ausdrücklich darauf hinweist (vgl. o. S. 31 f.), daß es sich bei seinen Formeln „um etwas anderes als um feste Lautgesetze“ für den Eintritt und das Unterbleiben der Dissimilation handelt, ja daß Grammont von dieser „einfachsten Erkenntnis“, zu der er angeblich „nicht einmal vorgedrungen“ ist, als von einer Grundtatsache ausgeht. Daß es aber deswegen, weil es hier keine festen Lautgesetze gibt, auf diesem Gebiet überhaupt keine Gesetzmäßigkeit geben könne, ist keine „Erkenntnis“, sondern jenes Vorurteil, das den Verfasser verhindert hat, einzusehen, daß Grammont durch den Nachweis eines gesetzmäßigen Verlaufs der Dissimilation gerade über jene „einfachste Erkenntnis“ hinaus zu einer tieferen Erkenntnis der Sache vorgedrungen ist. Im übrigen erkenne ich dankbar an, daß ich dem Aufsatze Schröders manche nützliche Anregung verdanke, was im II. Teil meiner Arbeit mehrfach beim Zitieren seiner Beispiele zum Ausdruck kommen wird.

Bereits o. S. 6 A. 1 wurde angedeutet, daß die Definition der Dissimilation als Erscheinung, wo eine Gleichheit ausgemerzt wird, insofern nicht ganz korrekt ist, als diese Aus-

---

Neben den „Gesetzen“ mit dem umfangreichen Beispielmaterial werden die ziemlich knapp gehaltenen prinzipiellen Erörterungen etwas stark in den Hintergrund gedrängt. Nach einer kurzen Einleitung, die manches übergeht, was eine Erläuterung verdiente oder doch der Erwähnung wert wäre, werden ohne weiteres die 20 „Gesetze“ vorgeführt (vgl. die Bemerkungen von G. Paris in der o. S. 34 angeführten Besprechung im Journal des Savants 1898). Am Ende des II. Teiles (S. 183—186) steht ein Kapitel „Conclusions“ mit kurzen, aber inhaltsreichen Bemerkungen über das Wesen der Dissimilation im allgemeinen und der 20 „Gesetze“ im besondern. Dieses Kapitel findet man kaum, da nirgends darauf verwiesen wird; merkwürdigerweise wird es auch in der Inhaltsübersicht (S. 187) nicht angeführt, die ihrerseits an schwer zu findender Stelle vor den Indices steht („placée sur une page presque introuvable“, wie G. Paris a. a. O. S. 83 sehr treffend bemerkt). Das starke Hervortreten der 20 Formeln mit den dazu gehörigen Beispielen verleitet leicht zu einer falschen Einschätzung des Buches in dem Sinne, als wäre es ausschließlich eine praktische Sammlung von Beispielen für Dissimilation in den idg. Sprachen.

drucksweise nicht der Beobachtung des Sprechaktes entnommen ist, sondern der Vergleichung der betreffenden zwei Sprachformen, insofern als die historische Sprachvergleichung sie in bildlicher Übertragung als etwas Gegenständliches behandelt. Sobald man bloß den einzelnen Sprechakt ins Auge faßt, so wird bei der Dissimilation nicht eine vorhandene Gleichheit aufgehoben, sondern eine Gleichheit, wie sie nach Maßgabe des hergebrachten Sprachgebrauches zustande kommen sollte, kommt nicht zustande, wird also vorher verhindert. Man kann dies etwas weiter fassen und sagen: es wird infolge der dissimilatorischen Fernwirkung eine Lautung anders artikuliert als sie nach der Regel (sei dies nun der Sprachusus oder ein Lautgesetz, das eben erst wirken soll, sich also im Sprachusus noch nicht ganz durchgesetzt hat) artikuliert werden müßte, oder es wird regelmäßig in dem betreffenden Lautkomplex ein bestimmter Laut oder eine bestimmte Lautfolge artikuliert, obwohl der Sprachusus an und für sich auch eine andere gleichwertige zuließe, alles dies in dem Sinne, daß dadurch das Zustandekommen einer Gleichheit verhindert wird. Damit sind auch diejenigen Fälle umfaßt, die Brugmann als „prophylaktische“ Dissimilation bezeichnet und als wesentliches Argument für die Existenz des „horror aequi“ benützt hat. Diese Klasse von Erscheinungen ist nicht prinzipiell vom dissimilatorischen Wechsel und vom dissimilatorischen Schwund verschieden, und man dürfte auch hier ohne den „horror aequi“ auskommen. Wenn ein Lautgesetz nicht wirkt, weil dadurch eine Gleicheit entstände, wie man dies z. B. bei lat. *caesaries, miser* statt lautgesetzlichem **caeraries*, **mirer* annimmt, so handelt es sich wohl nicht um einen zielbewußt wirkenden „horror aequi“, sondern ebenfalls um jenes dunkle Gefühl beim Sprechen [1]), daß das *r*, das hier entstehen sollte, schon da ist und daher nicht noch einmal artikuliert zu werden braucht. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß das lautgesetzliche **caeraries, *mirer* gelegentlich auch gesprochen worden ist; gewöhnlich aber wirkte eben jenes dunkle Gefühl, durch das die Gleichheit im Entstehen verhindert wurde, nicht anders als dies der

[1]) Von dem Hoffmann-Krayer bei der Erklärung des dissimilatorischen Schwundes gesprochen hat; vgl. o. S. 35.

Fall war, wenn *pelegrinus* statt *peregrinus* gesprochen wurde. Daß bei *caesaries* oder *miser* immer wieder das *s* an Stelle des *r* trat, das hätte gesprochen werden sollen, ist nur zu erwarten. Lag es doch in diesem Falle weitaus am nächsten, den bisherigen Laut an Stelle des erst im Entstehen begriffenen neuen zu setzen; schließlich trug dann die usuelle bisherige Lautfolge über die lautgesetzliche neue den Sieg davon, spätestens zu der Zeit, wo das betreffende Lautgesetz, der sogen. Rhotazismus, überhaupt in seiner Wirkung erloschen war. Ganz entsprechend verhält es sich, wenn zwei Laute bezw. Formen zur Auswahl standen, von denen die eine eine Gleichheit ergeben hätte, die andere nicht, wie bei lat. *-aris* statt *-alis* hinter einem *l* im Stamme oder air. *ón* statt *són* hinter gewissen Formen mit *s* (H. Hessen KZ 46 S. 1f.). Vom sprachhistorischen Standpunkt aus betrachtet besteht ein deutlicher Unterschied zwischen der gewöhnlichen Dissimilation, bei der eine vorhandene Gleichheit beseitigt wird, und der „prophylaktischen", bei der von vornherein das Zustandekommen einer solchen Gleichheit verhindert wird; vom psychologischen Standpunkt aus (d. h. mit Rücksicht auf das, was beim Sprechen vorgeht) besteht jedoch dieser Unterschied nicht. Übrigens hat der Ausdruck „prophylaktische" Dissimilation ebenso wie „horror aequi" insofern etwas Anstößiges, als es beim Sprechen keine zweckbewußte Prophylaxe und überhaupt kein Zweckbewußtsein gibt; die sprachlichen Veränderungen werden ja nicht absichtlich vorgenommen, um einem lautlichen Übelstand abzuhelfen, sondern gehen durchaus unbewußt vor sich. Wie sollte man es sich sonst erklären können, daß man in derselben Sprache neben der Dissimilation die ihr genau entgegengesetzte Fern-Assimilation beobachten kann, und wie ließe sich diese letztere Erscheinung mit einem sogar prophylaktisch wirkenden „horror aequi" vereinen?

Schließlich wäre noch das Wesen der Metathese zu deuten. Es ist bereits erwähnt und durch die Tabelle auf S. 22 deutlich gemacht worden, daß bei der reziproken Metathese zusammenhängend an zwei Stellen Lautwechsel erfolgt, und zwar gewissermaßen regressiv-assimilatorischer an der vorderen und progressiv-dissimilatorischer Wechsel an der hinteren Stelle, und daß ganz entsprechend bei der einseitigen

Metathesis der Lautzuwachs an der einen Stelle verbunden ist mit dem Lautschwund an der anderen. Ich zweifle nun nicht daran, daß auch tatsächlich, was die psychologische Ursache anbelangt, die Umstellung durch zusammenhängende assimilatorische und in umgekehrtem Sinn verlaufende dissimilatorische Fernwirkung zu erklären ist in der Art, daß bei der reziproken Metathese, z. B. *lerigio* statt *religio*, infolge der Vorwirkung des *l* im Anlaut anstatt des *r* ebenfalls ein *l* auftritt[1]). Statt daß nun an der hintern Stelle das *l* zum zweiten Mal gesprochen wird, tritt hier das durch die Vorwirkung des *l* verdrängte, aber immer noch psychologisch nachwirkende *r* in Erscheinung; denn es herrscht nun hier an der hinteren Stelle das dunkle Gefühl (vgl. o. S. 35 die Erklärung der Dissimilation, wie sie Hoffmann-Krayer gegeben hat), daß das *l* schon vorhanden ist, weshalb es nicht zum zweiten Mal artikuliert wird. Es wird also auch hier gewissermaßen eine erst im Entstehen begriffene Gleichheit verhindert (ganz wie bei der Dissimilation, sobald man von der Beobachtung des Vorganges beim Sprechen und nicht nur von Vergleichung zweier fertiger Formen ausgeht). Ganz analog verhält sich die Sache bei der regressiven einseitigen Metathese. Der regressiv-assimilatorische Zuwachs ist mit dem progressiv-dissimilatorischen Schwund verbunden, z. B. *Prancatius* statt *Pancratius*. Dasselbe Gefühl, daß das *r*, nachdem es infolge der Vorwirkung in der ersten Silbe aufgetreten ist, schon da ist, verhindert, daß es an der „richtigen" Stelle in der zweiten Silbe noch einmal gesprochen wird. Also wird auch hier das Zustandekommen einer Gleichheit verhindert. Wenn man nun den Fall der progr. einseitigen Metathese nimmt ($x - 0 > 0\ x$), so kann man sich hier allerdings den Vorgang nicht erst während des Sprechens entstanden denken; denn es ist nicht ersichtlich, warum dann der Laut, bevor er überhaupt als gesprochener Laut nachwirken (perseverieren) kann, zuerst aus-

[1]) Man darf sich nicht durch den Ausdruck Umstellung, Versetzung, der nur das äußere Ergebnis konstatiert, zu der Anschauung verleiten lassen, als verließe bei *lerigio* das *l* zuerst seinen Platz an der zweiten Stelle (man würde vergeblich nach dem Grunde hierfür suchen) und träte nun eine geheimnisvolle Reise in den Anlaut an, während an der verlassenen Stelle nun ein Loch entstände, das erst durch das im Anlaut verdrängte *r* wieder gestopft werden müßte.

fällt. Der Vorgang kann sich jedoch bereits im Bewußtsein vor dem Aussprechen abspielen; z. B. bei dem oben genannten *cocodrillus* müßte man sich denken, daß im Bewußtsein das *r* perseverierte und so eine Zufügung hinter dem *d* der dritten Silbe veranlaßte. Beim Aussprechen wirkte dann das Gefühl, daß das *r* weiter hinten schon vorhanden sei; es wurde daher in der ersten Silbe, wo es von Rechts wegen hingehörte, weggelassen[1]). In diesem Fall allerdings liegt auch noch eine andere Möglichkeit vor, nämlich daß *cocodrillus* nicht statt *crocodillus*, sondern statt *crocodrillus* gesprochen wurde, einer Form, die im Vulgärlateinischen neben der „richtigen" durchaus geläufig war. Es ist wohl möglich, daß derjenige, der *cocodrillus* sprach bezw. schrieb, nicht *crocodillus*, sondern *crocodrillus* sprechen oder schreiben wollte; dann ist der Fehler *cocodrillus* nicht eine Metathese, sondern durch Dissimilation aus einem usuellen *crocodrillus* entstanden. Dies darf jedoch nicht dazu verleiten, überhaupt jede Metathese auf diese Weise historisch in zwei Vorgänge (erst Assimilation, dann später Dissimilation) zu zerlegen, auch da, wo die Zwischenform als eine usuelle niemals vorhanden gewesen ist. Ich komme darauf gleich noch einmal zurück. Übrigens ist die progressive einseitige Metathese, die der Erklärung mehr Schwierigkeiten macht als die regressive, sehr selten, und in den meisten Fällen, wo sie wirklich zu konstatieren ist, ergeben sich noch

[1]) Ebenso ist theoretisch auch bei der reziproken Metathese die Erklärung möglich, daß progressive Assimilation (Perseveration) mit regressiver Dissimilation verbunden ist, sobald man die Perseveration sich schon im Bewußtsein vor dem Aussprechen abspielen läßt. Diesen Sachverhalt könnte man dann im Gegensatz zu der oben angesetzten Formel $y—x > x—y$ durch $x—y > y—x$ symbolisieren (wobei x immer den primär wirkenden Laut ausdrückt); dann bekommt man auch hier den vollständigen Parallelismus, der demjenigen von $0—x > x—0 : x—0 > 0—x$ entspricht. Ebenso aber wie sich die beiden Formeln $x—y > y—x$ und $y—x > x—y$ nicht auseinanderhalten lassen, weil sie praktisch auf dasselbe herauskommen, steht es auch mit der Erklärung der Vorgänge selbst. Man könnte nie mit Sicherheit angeben, daß bei einem bestimmten Fall von reziproker Metathese in der angedeuteten Art die Assimilation progressiv und die Dissimilation regressiv verlaufen wäre. Daher genügt für alle Fälle von reziproker Metathese die Annahme, daß regressive Assimilation mit progressiver Dissimilation verbunden ist, ebenso wie die einzige Formel $y—x > x—y$ genügt, um den Vorgang äußerlich zu kennzeichnen.

besondere Möglichkeiten der Erklärung. Wenn z. B. im Vulgärlateinischen *coacla* statt *cloaca* als geläufige Sprachform auftritt, so hat man zu berücksichtigen, daß hier eine Art analogischer Beeinflussung, nämlich Suffixvertauschung vorliegen kann, da *-clum*, *-cla* ein häufiges Suffix war, ebenso bei *porcacla* statt *porclaca*[1]) (seinerseits lautgesetzlich aus **portlaca* < *portulaca* wie *veclus* aus **vetlus* < *vetulus*). Oder der Ausfall des Lautes an der früheren Stelle ist beim Sprechen unabhängig von der Einfügung an der späteren erfolgt, sei es lautgesetzlich, sei es durch dissimilatorische Einwirkung eines noch weiter vorn stehenden gleichen Lautes. Den letzteren Fall haben wir in vulgl. *interpetror* statt *interpretor*. Hier ist zunächst das *r* hinter dem *p* ausgefallen durch dissimilatorische Einwirkung des dem *p* vorausgehenden *r*, wie bei der Dissimilation *interpetes* statt *interpretes* — dabei spielt auch die Erleichterung dreifacher Konsonanz eine gewisse Rolle —; dann hat aber das so verdrängte *r* nachgewirkt (ähnlich wie das durch die Vorwirkung des *l* verdrängte *r* in *lerigio*) und wurde hinter dem *t* der letzten Silbe nachgeholt, da das dunkle Gefühl herrschte, es müsse noch ein *r* artikuliert werden (abgesehen von dem *r* im Auslaut); daher: *interpetror*[2]).

Im allgemeinen gilt also für die Erklärung der Metathese die Kombination von Assimilation und Dissimilation. Ich will aber noch ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß, wie ich bereits angedeutet habe, ein prinzipieller Unterschied gemacht werden muß zwischen der Annahme eines solchen psychologischen Zusammenwirkens von Assimilation und Dissimilation und der Ansicht, die Schuchardt zum Ausdruck gebracht hat (vgl. o. S. 18), wenn er sagte, lat. *stuprum* sei wahrscheinlich zuerst zu *struprum* geworden, und erst daraus sei ital. *strupo* entstanden; dadurch wird ein einheitlicher Vorgang sprachhistorisch in zwei getrennte Vorgänge zerlegt. Man muß bedenken, daß eine solche Zerlegung, die sehr einfach

[1]) Dabei ist zu beachten, daß, wie mir mein Freund Ed. Liechtenhan mitteilt, nicht nur die Form *porclaca* in der Überlieferung des Pelagonius belegt und durch südit. *purkyakka* (Meyer-Lübke Rom.-et. Wtb. No. 6679, S. 500) als gesprochene Form erwiesen ist, sondern auch die Form *porclacla* bei Oribas. lat. syn. I, 19; t. V p. 823, 35 (Aa) überliefert ist.

[2]) Dazu kommt noch die Möglichkeit einer analogischen Beeinflussung durch *impetro*.

aussieht, am einfachsten in der formelhaften Gestalt *stupr* > *strupr-* > *strup-*, eine in Wirklichkeit lange und komplizierte Entwicklung voraussetzt (ähnlich wie eine mathematische Formel bloß ein knapper abstrakter Ausdruck für eine komplizierte Gedankenkette ist); denn eine Form ist damit, daß sie gelegentlich als Sprechfehler entstanden ist, noch lange nicht vorhanden in dem Sinne, daß daraus wieder etwas Neues werden kann. Damit, daß die Form *strupr-* als gelegentliche Entgleisung vorkommen konnte und als solche auch nachgewiesen werden kann, ist sie noch lange nicht als Ausgangspunkt eines neuen Lautwechsels *strupr-* > *strup-* erwiesen; denn ein solcher setzt die Form *strupr-* als eine usuelle voraus; die Annahme dieses zweiten Wechsels setzt voraus, daß diejenigen, die zuerst unbewußt und ungewollt *strup-* sprachen, *strupr-* für die „richtige" Form hielten und sprechen wollten. Wenn aber, wie es eben tatsächlich der Fall ist, *stupr-* direkt zu *strup-* versprochen werden konnte, so ist die Annahme jener Zwischenform nicht nur unnötig, sondern auch unrichtig. Durch die konsequente Verallgemeinerung der Annahme solcher historischen Zwischenformen, die in irgend einer (wenn auch zeitlich und räumlich noch so eng beschränkten) Sprachgemeinschaft allgemeine Geltung gehabt haben müßten — sonst können sie eben nicht selbst wieder der Ausgangspunkt für die Entstehung einer anderen Form sein —, die aber, wie man dann weiter anzunehmen hätte, durch einen merkwürdig regelmäßig wiederkehrenden „Zufall" fast jedesmal in der Überlieferung spurlos untergegangen wären, wird jene Annahme ad absurdum geführt: Es ergäbe sich daraus, daß es in Wirklichkeit überhaupt keine direkte spontane Metathesis gäbe, sondern nur Assimilation und Dissimilation, eine Annahme, deren Haltlosigkeit nicht weiter widerlegt werden muß, indem jedermann, der selbst Sprechfehler beobachtet oder in die beiden Bücher Meringers hineinsieht, den direkten spontanen Metathesen auf Schritt und Tritt begegnen kann[1]).

[1]) Ich weise in diesem Zusammenhang noch darauf hin, daß man durch solches unbekümmertes Ansetzen von historischen Zwischenformen (die natürlich fast immer mit einem Sternchen versehen werden müssen und auch damit nicht als Ausgangspunkt des zweiten Vorgangs erwiesen sind, daß sie gelegentlich als individuelle Sprech- oder Schreibfehler belegt werden können) nicht nur jede Umstellung, sondern auch jede Veränderung, Auslassung oder

Man darf also nicht die Erscheinung der Metathesis als solche ausmerzen — in dem Sinne, als ergäben bloß in der historischen Perspektive die zwei getrennten Vorgänge den Schein eines einheitlichen Vorganges — und sie durchwegs in Dissimilation und Assimilation zerlegen; sondern bloß als psychologische Erklärung der Metathese hat die Verbindung von Assimilation und Dissimilation ihre Geltung. Die nicht ganz seltene irrige Meinung, als sei die Annahme von Metathesis schon eine genügende Erklärung (vgl. o. S. 25), oder gar als bedeute Metathesis die Erklärung für Umstellung, wird leicht durch die geläufige Nebeneinanderstellung der Begriffe[1]) Dissimilation, Assimilation und Metathese erregt.

Zufügung ohne Schwierigkeiten durch Assimilation mit nachfolgender Dissimilation erklären kann. Man verfährt dabei einfach in folgender Weise: a) Veränderung: irgend ein Laut (y) ging in einen andern über (z), ohne daß sich dies durch einen direkten Lautwechsel oder Lautwandel erklären ließe. Dissimilatorischer Lautwechsel kann nicht in Frage kommen, da sich in der Nähe kein gleicher Laut vorfindet; dagegen findet man leicht irgendwo einen andern verwandten Laut (x) in geeigneter Stellung. Also nimmt man an, es habe zuerst ein assim. Wechsel stattgefunden (z. B. regr., wenn dieses x weiter hinten ist), darauf dissim. Wechsel (in dem Fall ebenfalls regr.): y—x > *x—x > z—x. Als Resultat ergibt sich das gewünschte y > z; vgl. lit. *án˙žůlas* > **álžůlas* > *áržůlas* (Bezzenberger KZ 42, S. 263). b) Auslassung: irgend ein Laut (y) wurde ausgelassen, ohne daß lautgesetzliche Erklärung oder direkte Dissimilation möglich wäre. Dagegen findet sich wieder in der Umgebung ein verwandter Laut (x). Man nimmt also an: assim. Wechsel, darauf dissim. Schwund: y—x > *x—x > 0—x: Resultat y > 0; vgl. *κληρονόμος* > **κρηρονόμος* > *κηρονόμος* (Niedermann Deutsche Literaturzeitung 32 (1911) S. 800). c) Zufügung: ein Laut (y) ist eingefügt; assim. Zuwachs kann nicht vorliegen, da kein gleicher in der Nähe ist; dagegen ist ein verwandter (x) vorhanden; also assim. Zuwachs mit folgendem dissim. Wechsel: 0—x > *x—x > y—x: Resultat 0 > y; vgl. lit. *ážůlas* > **álžůlas* > *áržůlas* und *ánžůlas* (Niedermann IF 26, S. 50, A. 2 zu S. 49). In einzelnen Fällen (so bei *cocodrillus* o. S. 45, so vielleicht auch bei lit. *áržůlas*) mag die Zuhilfenahme einer historischen Zwischenform begründet sein; im allgemeinen ist sie jedoch bedenklich und eine konsequente Verallgemeinerung ist auf alle Fälle prinzipiell unrichtig.

[1]) Da die Dissimilation die Erklärung für gewisse Veränderungen und Auslassungen, Assimilation diejenige für gewisse Veränderungen und Zufügungen ist, kommt man in Versuchung, Metathesis für die Erklärung gewisser Umstellungen zu nehmen, wobei man sich natürlich über das Wesen dieser Umstellungen keine Spur klarer werden kann, weil eben Metathesis und Umstellung dasselbe bedeuten.

Über das Wesen der Fern-Metathese ist viel Treffendes gesagt worden von D. Behrens Über reziproke Metathese im Romanischen, Greifswald 1888; nur ist es m. E. zu bedauern, daß hier die reziproke Metathese ganz losgelöst von der damit aufs engste zusammengehörenden einseitigen Metathese als eine ganz für sich stehende Erscheinung behandelt wird. Es hat bei Behrens den Anschein, wie wenn eigentlich nur die reziproke Fern-Umstellung richtige Metathesis wäre, während einseitige und Kontakt-Umstellung heterogene, bloß in ihren Entwicklungsprodukten ähnliche Erscheinungen wären, was wenigstens für die einseitige Fern-Metathese nicht zutrifft (vgl. o. S. 25 und u. S. 51 Anm. 1).

Wenn nun die Begründung der Metathesis in der Verbindung von Assimilation und Dissimilation zu suchen ist, so scheint mir die Annahme unabweisbar, daß auch die Kontakt-Metathese ganz in der entsprechenden Weise von der reziproken Fern-Metathese zu trennen ist wie Kontakt-Assimilation vom fern-assimilatorischen Wechsel (vgl. o. S. 15 f., 28, 36 f.) und Kontakt-Dissimilation vom fern-dissimilatorischen Wechsel (vgl. o. S. 35 ff.). Die Metathese von unmittelbar nebeneinander stehenden Konsonanten scheint ebenso eine vorwiegend einzelsprachlich und lautphysiologisch bedingte Erscheinung zu sein, wie die Kontakt-Assimilation und die Kontakt-Dissimilation. In den Handbüchern findet man allerdings überall die Kontakt-Metathese mit der Fern-Metathese und den anderen Fernwirkungen zusammengestellt[1]); es fragt sich aber, ob dies richtig ist. Die Schwierigkeit ist, daß man hier schon rein äußerlich nicht so klar trennen kann wie bei Dissimilation und Assimilation, da man jede gegenseitige Umstellung unmittelbar sich berührender Laute auch als Fern-Umstellung erklären kann (vgl. o. S. 24 Anm. 1 und u. S. 51) entweder als regr. Fern-Versetzung des zweiten über den ersten hinweg oder als progr. des ersten über den zweiten hinweg. Die Erklärung als Fern-Umstellung kommt insbesondere in Frage für die Metathesis zwischen Vokal und benachbartem *r* oder *l*, wo man nicht gern von einer reziproken Metathese sprechen wird, sondern eher von einer einseitigen des *r* oder *l* über den

[1]) Vgl. Brugmann Grundriß I §§ 991—994 S. 865 ff. und Paul Prinzipien S. 67 f.

Vokal weg. In dem Falle gehört dann diese Erscheinung wirklich zu den konsonantischen Fernwirkungen im allgemeinen und zu den einseitigen Fern-Umstellungen im besonderen. Man stellt jedoch gewöhnlich diesen Vorgang zusammen mit der reziproken Kontakt-Metathese von Konsonanten unter die Umstellung unmittelbar sich berührender Laute, und es ist in der Tat in praxi schwer, die Grenze zu ziehen; ich habe daher bei der Sammlung der Beispiele auch die Umstellung von zwei benachbarten Konsonanten und Vokal und Konsonant unter der gemeinsamen Überschrift „Kontakt-Metathese" gesammelt. Grammont hat sich in einer ganzen Reihe von Einzelabhandlungen [1]) mit der Metathese und insbesondere der Umstellung von Vokal und *r*, *l* beschäftigt [2]) und hat dabei sowohl auf allgemeingültige „Generalgesetze" [3]) wie auf die einzelsprachliche Lautgesetzlichkeit [4]) dieser Erscheinung hingewiesen. Trotzdem scheint es mir, daß es sich tatsächlich bei Fern- und Kontakt-Umstellung um heterogene Erscheinungen handelt. Jedenfalls kann man bei der Kontakt-Metathese nicht ein psychologisches Zusammenwirken von Assimilation und Dissimilation zu Grunde legen in der Weise, wie es für die Fern-Umstellung anzunehmen ist. So hat auch Behrens a. a. O. S. 17 deutlich gezeigt, daß es sich in Fällen von Umstellung wie frz. *gloire* gegenüber *gloria*, port. *caibo* gegenüber *capio* um eine Erscheinung handelt, die prinzipiell von der reziproken Fern-Umstellung, die bei ihm im Mittelpunkt der Dar-

[1]) La métathèse dans le parler de Bagnères-de-Luchon (MSL XIII [1905—6] S. 73 ff.). La métatèse en breton armoricain (Mélanges H. d'Arbois de Jubainville [1906] S. 83 ff.). La métathèse de *AE* en breton armoricain (MSL XIV [1906—08] S. 180 ff.). La métatèse à Pléchâtel (Mélanges Chabaneau [1907] S. 517 ff.). La métatèse en arménien (Mélanges F. de Saussure [1908] S. 29 ff.). Une loi fonétique générale (Mélanges L. Havet [1909] S. 177 ff.). La métatèse en pâli (Mélanges S. Lévi [1911] S. 65 ff.).

[2]) Ohne dabei eine prinzipielle Unterscheidung zwischen Fern- und Kontakt-Umstellung zu machen, wie er ja auch keine solche zwischen Fern- und Kontakt-Dissimilation gemacht hat.

[3]) Vgl. besonders den genannten Aufsatz „Une loi fonétique générale".

[4]) Dies ist natürlich nicht etwa als Beweis dafür zu deuten, daß es sich hier um Fernwirkungen handle; denn es gibt natürlich nicht nur bei den Fernwirkungen, sondern auch bei lautgesetzlichen Vorgängen gewisse allgemeingültige psychologische Grundgesetze.

stellung steht, verschieden ist[1]). Ich muß gestehen, daß ich in dieser Frage noch nicht zu einem abschließenden Urteil gekommen bin. Ich mache schließlich noch darauf aufmerksam, daß es jedenfalls nur reziproke Kontaktumstellung (yx > xy) gibt; denn sobald man den Fall als einseitige Metathese betrachtet, ist es nicht mehr Kontakt-Metathese, sondern Fern-Umstellung über einen andern Laut hinweg (0*y*x > x*y*0 bezw. y*x*0 > 0*x*y). Ebenso gibt es auch keinen dissimilatorischen Schwund und keinen assimilatorischen Zuwachs in Kontaktstellung. Wir haben also bloß beim dissimilatorischen und assimilatorischen Wechsel und der reziproken Metathese zwischen Fernwirkungen und Kontaktwirkungen zu unterscheiden.

Veränderungen, Auslassungen, Zufügungen und Umstellungen infolge von Fernwirkung können nun aber nicht nur den einzelnen Laut, sondern auch Silben, ganze Silbenkomplexe, sogar ganze Wörter und Wortkomplexe, kurzum größere Lautkomplexe betreffen. Dies zeigen deutlich die Sprechfehlersammlungen Meringers. Eine strikte systematische Ordnung ließe sich jedoch kaum durchführen; denn es herrscht hier unendliche Mannigfaltigkeit. Meist wird durch diese stärkern Entgleisungen der Sinn der Rede mehr oder weniger stark in Mitleidenschaft gezogen, weshalb es hier nur unter besonders günstigen Bedingungen, wie sie z. B. bei der Haplologie vorliegen, wo eine zum Verständnis unnötige Silbe ausfällt, zu usuellen neuen Formen kommen kann; in den meisten Fällen bleibt es beim individuellen Sprechfehler, der keine weitere Wirkung ausübt.

Die Veränderung eines größeren Komplexes, speziell die Veränderung einer Silbe ist meist nicht als eine besondere Erscheinung aufzufassen, sondern auf Veränderung, Auslassung, Zufügung oder Umstellung eines Lautes zu reduzieren; denn

[1]) Behrens bespricht in der Einleitung auch diejenigen Vorgänge, die man sonst noch mit der Bezeichnung Metathese zu belegen pflege und zwar 1. Umstellung von Vokal und Konsonant (S. 2—10), 2. Versetzung von *r* und *l* in eine andere Silbe (S. 10—13), 3. Umstellung von zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Konsonanten (S. 13—17) und sagt dann (S. 17): „Die vorstehende Übersicht läßt .... hinreichend erkennen, daß mit dem Wort Metathese wesentlich verschiedene Dinge benannt werden, sobald man die damit bezeichneten sprachlichen Vorgänge historisch-genetisch betrachtet".

durch eine jede solche Erscheinung wird natürlich die betreffende Silbe verändert. So wird z. B. bei *struprum* statt *stuprum* durch den assimilatorischen Zuwachs des *r* allerdings die erste Silbe der zweiten etwas ähnlicher: daher spricht Schuchardt von Silben-Assimilation (vgl. o. S. 18). Genau so werden aber auch in einem Fall von dissimilatorischem Schwund des *r*, wie *propius* statt *proprius*, die beiden Silben unähnlicher, ohne daß hier jemand von Silben-Dissimilation spräche. In beiden Fällen kommt es nicht auf die Veränderung der Silbe, sondern auf die Zufügung bezw. Auslassung des Konsonanten an. Es kann aber auch wirklich eine Silbe oder ein größerer Komplex durch Fernwirkung im Satzzusammenhang verändert werden, nämlich bei der Formausgleichung, die beim Sprechen ziemlich häufig ist. Es werden dabei z. B. zwei Wörter mit verschiedenen Endungen in der Weise assimiliert, daß beide dieselbe Endung bekommmen. Meist handelt es sich dabei um progressive Fernwirkung, also Nachwirkung, Perseveration[1]).

Die Auslassung spielt bei Silben und im individuellen Versprechen, auch bei ziemlich umfangreichen Komplexen, eine große Rolle; denn hier trifft die Tendenz zur Verkürzung langer Wörter durch Auslassung von überflüssigen Lauten oder Lautkomplexen zusammen mit der Möglichkeit einer Auslassung durch Fernwirkung. Ein besonderes Interesse beansprucht die weitverbreitete Erscheinung der Haplologie, bei der eine Silbe oder unter günstigen Bedingungen auch mehrere Silben, die zum Verständnis von untergeordneter Bedeutung sind, ausfallen (wobei jedoch nicht der strenge grammatische Begriff der Silbe maßgebend ist; die Auslassung kann gerade so gut z. B. bei einem Vokal, wie bei einem silbenanlautenden Konsonanten einsetzen). Voraussetzung ist Gleichheit eines Lautes mit dem in derselben Stellung in der folgenden Silbe stehenden; wenn eine ganze Lautfolge in den beiden Silben gleich ist oder die beiden Silben überhaupt ganz gleich sind, so erleichtert dies begreiflicherweise die Haplologie; es ist jedoch nicht die nötige Voraussetzung. Der Vorgang ist der, daß beim Aussprechen des betreffenden Lautes in der ersten Silbe

[1]) Solche Erscheinungen sind behandelt worden von H. Oertel Über grammatische Perseverationserscheinungen, IF 31 S. 49 ff.

(z. B. dem ersten *t* von *Restitutus*, einem in der Kaiserzeit sehr häufigen römischen Cognomen) der gleiche Laut der folgenden Silbe antizipiert wird[1]), sodaß beide miteinander vermengt werden. Wenn nun die zweite Silbe die im Bewußtsein stärkere, dominierende ist, so ist es selbstverständlich, daß das Gefühl für die Lautfolge der zweiten Silbe es veranlaßt, daß nun beim zweiten der beiden gleichen Laute weitergefahren wird, sodaß die zwischen den beiden stehenden Elemente spurlos verschwinden (das *i* in *Restitutus*); welcher von den beiden gleichen Lauten schwindet, läßt sich nicht sagen, ist auch gleichgültig; sie fallen einfach durch die Antizipation in einen zusammen (also *Restutus*). Beim regressiv-dissimilatorischen Lautschwund dagegen fällt der erste der beiden gleichen Laute durch die Wirkung des zweiten aus; der zweite aber bleibt ruhig an seinem Platz, und die dazwischenliegenden Laute werden überhaupt nicht in Mitleidenschaft gezogen. Ich glaube also nicht mit Brugmann Wesen der Diss. S. 144 ff., daß bei der Haplologie genau dasselbe vor sich geht wie beim dissimilatorischen Lautschwund, nur in Bezug auf zwei Silben statt auf zwei einzelne Laute[2]). Es kommt nicht auf die vollständige Gleichheit der beiden Silben an wie beim dissimilatorischen Schwund auf die Gleichheit der beiden Konsonanten; denn die Wirkung geht nicht von Silbe zu Silbe, sondern von Laut zu Laut. Es handelt sich also auch hier um lautliche Fernwirkung, aber in anderer Art als bei der konsonantischen Fern-Dissimilation. Andrerseits hat nun aber die Haplologie etwas sehr Wichtiges mit der Dissimilation gemein, nämlich daß von zwei gleichen Elementen das eine wegfällt: eine Doppelheit wird vereinfacht, daher der Name Haplologie. Dabei spielt wieder wie bei der Dissimilation jenes Gefühl mit, daß man etwas, was schon artikuliert ist, nicht noch einmal zu artikulieren brauche. Ich bin also der An-

---

[1]) Darin liegt etwas Gemeinsames mit der regr. Assimilation; daher führt Wackernagel KZ 33 S. 9 da, wo er von Antizipation spricht, mit Recht ebensowohl Beispiele von regr. Assimilation, regr. Metathese wie von Haplologie an.

[2]) Ich vermeide daher auch die Ausdrücke „syllabische Dissimilation" und „dissimilatorischer Silbenschwund", die Brugmann ausdrücklich gegen Grammont verteidigt.

sicht, daß die Haplologie zwar nicht mit dem dissimilatorischen Schwund identisch ist, daß man sie aber als eine neben Fern-Dissimilation und Fern-Assimilation einhergehende, verwandte Fernwirkungserscheinung aufzufassen hat. Ich kann Grammont[1]) und Oertel Lectures (S. 208) hier nicht folgen, die behaupten, Haplologie habe überhaupt nichts mit Dissimilation zu tun. Der Terminus Grammonts „superposition syllabique" und der entsprechende deutsche Terminus „Silbenschichtung" ist eine bildliche Veranschaulichung des Vorganges, über die man übrigens noch verschiedener Ansicht sein kann, aber nicht eigentlich eine psychologische Erklärung der Erscheinung. Der Einwand Oertels gegen die Annahme von Dissimilation bei der Haplologie, daß Silbenschwund auch häufig sei, ohne daß eine gleiche Silbe vorhanden ist, ist nicht zwingend; denn es kann sich ja dabei wieder um eine andere Erscheinung handeln[2]); aus demselben Grunde ist aber auch jenes Argument für die Annahme von Dissimilation nicht zwingend, das von Niedermann[3]) gegen die Annahme von Silbenschichtung und für die Erklärung durch Dissimilation ins Feld geführt worden ist, daß nämlich eine Silbe auch dann ausfalle, wenn die gleiche oder ähnliche induzierende Silbe weiter weg stehe. Ich sehe nicht ein, warum es nicht auch neben einem solchen fern-dissimilatorischen Silbenschwund noch eine etwas anders geartete Erscheinung, die Haplologie geben könnte, abgesehen davon, daß die meisten jener Beispiele für angebliche Silben-Fern-Dissimilation sehr zweifelhaft sind; es bedarf erst eines einwandfreien Beweises, ob wirklich jedesmal jene fernstehende ähnliche, angeblich induzierende Silbe überhaupt etwas mit dem Ausfall der andern Silbe zu tun hat.

---

[1]) Vgl. in Grammonts Buch über die Dissimilation im III. Teil „La réduplication" das Kapitel „La superposition syllabique" (S. 147 ff.).

[2]) Oertel erklärt die Haplologie durch Synkope des Vokals. Haplologie und Synkope sind jedoch m. E. darin verschieden, daß bei dieser der Ausfall des Vokals das Primäre ist, worauf dann ein event. dadurch entstandener Doppelkonsonant vereinfacht werden kann, während bei der Haplologie der Zusammenfall der zwei gleichen Laute infolge der Antizipation das Primäre und der Ausfall der dazwischenliegenden Elemente erst dadurch bedingt ist.

[3]) Contributions à la critique et à l'explication des gloses latines (Recueil de travaux publiés par la faculté des lettres Académie de Neuchâtel. Ier fascicule) S. 20 ff

Auch Brugmann bringt m. E. keine überzeugenden Gründe dafür vor, daß Haplologie und dissimilatorischer Lautschwund vollständig zusammengehören, obwohl die Erörterungen über diese Frage mit der Polemik gegen Grammont einen Hauptteil seiner Abhandlung über die Dissimilation ausmachen. Ich muß mich hier auf diese Bemerkungen beschränken; ich sehe mich genötigt, eine eingehendere Auseinandersetzung mit dem Problem der Haplologie und eine definitive Stellungnahme zu der Kontroverse, sowie auch das gesamte Beispielmaterial, das ich mir für haplologischen und anderen Silbenschwund gesammelt habe, zurückzustellen.

Auch Zufügung eines Lautkomplexes durch Fernwirkung ist als Versprechen möglich; es handelt sich dabei im Gegensatz zur Haplologie um Nachwirkung, Perseveration. Man könnte dies also „Dittologie“ nennen. Die Zufügung von Silben spielt besonders beim Stottern eine große Rolle (vgl. Meringer A. d. Leb. d. Spr. S. 84 ff.).

Ebenso wie die Zufügung, so bleibt auch die Umstellung von Silben und größern Komplexen im allgemeinen auf das individuelle Versprechen, bes. im Satzzusammenhange, beschränkt.

Der Verlauf der Dissimilation läßt sich nun auch nach einer andern Richtung hin untersuchen, und zwar betrifft dies den dissimilatorischen Wechsel. Es fragt sich, durch welche andere Konsonanten kann der Konsonant, der dem dissimilatorischen Wechsel unterliegt, ersetzt werden? Denn daß er nicht durch jeden beliebigen andern ersetzt werden kann, ist klar; darauf hat z. B. Brugmann Wesen d. Diss. S. 157 hingewiesen: „ . . . die Artikulation, die an die Stelle der früheren getreten ist, war jedesmal von dieser nicht völlig verschieden, sondern ihr irgendwie ähnlich, artikulatorisch verwandt.“ Wenn man auf Grund eines sehr reichlichen Sprachmaterials dieser Frage näher tritt, so zeigt es sich, daß ein Laut immer nur durch einen solchen ersetzt wird, der mit ihm in irgend einer Beziehung verwandt ist. Ich kann hier wiederum nur dem zustimmen, was Hoffmann-Krayer Deutsche Literaturzeitung 31 (1910) Sp. 2908 ausführt: „das“ (der Laut, welcher substituiert wird) „kann ein in der Nähe liegender sein,

wie z. B. das *t* in der Verschreibung und Versprechung *Wachs-Et* ... für *Wachs-Exvotos* ...., die dem Ref. mehrmals passiert ist, oder was häufiger ist, ein artikulatorisch nahestehender, ...; endlich ein Laut aus einer assoziativ naheliegenden Form ...“ Der erste der drei Fälle ist nicht sehr häufig. Hier ist der Wechsel gleichzeitig dissimilatorisch nach der einen und assimilatorisch nach der andern Seite: **x**—**x**—y > **x**—**y**—y oder y—**x**—**x** > y—**y**—**x** (an Stelle des dissimilierten Lautes tritt ein anderer aus dessen Umgebung, der infolgedessen seinerseits nun doppelt vorhanden ist). Im dritten Fall wirkt die Dissimilation zusammen mit der analogischen Einwirkung eines andern Wortes. Brugmann hält dies für das Normale (S. 158): „Nur soviel scheint mir klar, ... daß die Art des Ersatzes des induzierten Lautes ... bestimmt wurde durch ganze Wörter und Formen, die mit dem zu dissimilierenden Wort irgendwie assoziiert waren; von diesem wurde der Ersatzlaut herübergeholt; ja man hat vielleicht noch weiter zu gehen und zu sagen, daß die letztere Art des Ersatzes die allgemeine und einzige ist ...“ Dies kann ich nicht billigen; ich glaube vielmehr, daß in den meisten Fällen die Assoziation zwischen dem verdrängten Laut und dem, der an seine Stelle tritt, einfach (so wie es die zweite der drei von Hoffmann-Krayer angeführten Möglichkeiten angibt) auf der lautphysiologischen Verwandtschaft der beiden beruht; denn die Vorstellungen von Lauten, die artikulatorisch sehr ähnlich sind, sind doch im Bewußtsein ebenso gut miteinander verknüpft wie zwei in der Form oder in der Bedeutung verwandte Wörter. Wenn z. B. *peregrinus* > *pelegrinus* wurde, so tritt einfach das *l* auf Grund seiner artikulatorischen Verwandtschaft an Stelle des *r*, ohne daß dabei irgendwelche Assoziation mit einem andern Worte, aus dem das *l* herübergeholt worden wäre, in Frage käme. Zunächst scheint es mir nun die Hauptsache, einmal systematisch zu untersuchen, in welche andern ein Konsonant durch dissimilatorischen Wechsel übergehen kann.

Niedermann hat es versucht, einen Schritt weiter zu gehen und bei einem ganz speziellen Fall[1]), wo wir im Vulgärlateinischen nebeneinander von einem Wort zwei verschie-

[1]) Un cas spécial de dissimilation en latin vulgaire (Mélanges F. de Saussure S. 66 ff.).

dene Dissimilationsprodukte haben: *meletrix* und *menetrix* statt *meretrix, telebra* und *tenebra* statt *terebra,* also *l—r* und *n—r* statt *r—r,* die Frage zu stellen, woher diese Verschiedenheit kommt. Niedermann nimmt an, es handle sich um verschiedene Akzentverhältnisse, indem *merétrix, terébra* zu *menétrix, tenébra,* dagegen die Formen mit der Betonung wie *meretrícis, terebráre* zu *meletrícis, telebráre* geworden wären. Diese Annahme steht jedoch auf zu schwachen Füßen und läßt sich nicht halten; sie wird auch von Brugmann (a. a. O. S. 160 f.) m. E. mit Recht abgelehnt. Auch wenn man die Möglichkeit nicht widerlegen könnte, daß es so gewesen sein kann, wie Niedermann annimmt, so gibt es doch absolut kein Mittel, zu beweisen, daß es so gewesen sein muß. Das Wertvolle an der betreffenden Untersuchung Niedermanns liegt in der Fragestellung[1]); es kann in der Tat auf die Dauer nicht genügen, bloß festzustellen, warum die Dissimilation das eine Mal regressiv, das andere Mal progressiv verläuft, sondern es muß auch untersucht werden, warum bald so, bald anders ausgewichen wird, warum z. B. *r* nicht immer zu *l,* sondern auch in derselben Sprache und sogar bei demselben Wort auch zu *n* wird. In dieser Beziehung ist natürlich die Dissimilation auch in hohem Maße von den lautlichen Bedingungen der betreffenden einzelnen Sprache abhängig[2]).

Diese Frage kann nun aber nicht auf der schmalen Basis einiger Spezialfälle gelöst werden, sondern nur auf Grund eines möglichst reichhaltigen Materials. Dabei dürfen aber nicht nur diejenigen Arten von dissimilatorischem Wechsel berücksichtigt werden, für die man gerade Beispiele hat, son-

---

[1]) Eine solche darf man gewiß nicht von vornherein abschneiden; die resignierte Zurückhaltung, wie sie aus den Worten Brugmanns (S. 157) spricht: „Fragt man sich nun, warum in jedem einzelnen Fall gerade dieser verwandte Laut an die Stelle des bis dahin üblich gewesenen Lautes getreten ist und nicht ein anderer Laut, so wird man gewöhnlich die Antwort schuldig bleiben müssen.“, wird wahrscheinlich mit der Zeit doch der Auffassung weichen müssen, daß man in den meisten Fällen eine Antwort geben kann.

[2]) Vgl. Vendryes (in dem erwähnten Artikel über die Fern-Assimilation) MSL 16 S. 58: „Il résulte de là que l'assimilation, comme du reste la dissimilation ou la métathèse, est liée très étroitement aux conditions phonétiques de la langue où elle se produit.“

dern es muß einmal systematisch untersucht werden, welche Arten überhaupt prinzipiell möglich sind. Es handelt sich darum, für jede Lautkategorie festzustellen, in welche andere sie durch Dissimilation übergehen kann; ich möchte daher das Beispielmaterial, das ich für den dissimilatorischen Wechsel vorzubringen habe, in einer nach diesen Gesichtspunkten systematisch ausgebauten Zusammenstellung vorlegen, sodaß daraus ohne weitere Erörterungen ersehen werden kann, nicht nur, welche Arten von Dissimilationen vorkommen und welche nicht, sondern auch, welche Arten überhaupt prinzipiell möglich sind und welche nicht. Es werden sich dabei auch Kategorien ergeben, die ich nicht durch Beispiele zu belegen vermag; dabei werde ich gelegentlich imstande sein, darauf hinzuweisen, warum die betreffende Kategorie nicht zu belegen ist; in andern Fällen wieder muß ich diese Frage offen lassen. Grammont hat in seinem Buch einen gewissen Ansatz zu einer solchen Übersicht gemacht, in einem „tableau des traitements“ (S. 96 ff.), worauf ich im II. Teil häufig Bezug nehmen werde, hat dabei aber — weil dies außerhalb des Rahmens seiner Untersuchung lag — durchaus keine systematische Vollständigkeit erstrebt wie mit seinen zwanzig Formeln, sondern hat bloß diejenigen „traitements“ jedes einzelnen Lautes zusammengestellt, für die seine reiche Beispielsammlung Belege bietet, und zwar sowohl für dissimilatorischen Wechsel als für dissimilatorischen Schwund. Sein „tableau des traitements“ bedeutet also nur ein praktisches Register, aus dem man ersieht, für welche Fälle der Dissimilation sich unter seinen zwanzig Formeln Beispiele finden, während ich also in dieser Hinsicht gerade eine systematische Vollständigkeit anstreben möchte. Auf Grund einer solchen systematischen Darstellung dürfte es dann eher möglich sein, auch der Frage, die Niedermann gestellt hat, weshalb im speziellen Fall das Dissimilationsprodukt dieses, im andern Fall jenes ist, näher zu treten.

Eine solche Zusammenstellung von Beispielen aus allen Sprachen ist nur dann möglich, wenn man bei der Einteilung nicht das Lautsystem einer einzelnen Sprache zu Grunde legt, sondern solche Unterscheidungen, die sich auf alle Sprachen

anwenden lassen. Dabei ist unerläßlich ein genaues Verständnis für die allen Sprachen gemeinsamen lautphysiologischen Bedingungen, d. h. für die allgemeine Phonetik. Denn man darf nicht von dem Lautsystem einer einzelnen Sprache, auch nicht von dem der theoretisch erschlossenen indogermanischen Ursprache ausgehen, sondern von den Kategorien, die die moderne Phonetik auf Grund genauer Kenntnis des Baues und der Funktionen der menschlichen Sprachwerkzeuge aufgestellt hat. Es dürfen also für die Einteilung der Laute nicht irgendwelche lautgeschichtliche Theorien in letzter Instanz ausschlaggebend sein, sondern nur die gesicherten Ergebnisse der allgemeinen Phonetik[1]). Da ich von der Voraussetzung ausgehe, daß der dissimilatorische Lautwechsel immer nur zwischen verwandten Lauten erfolgt (und zwar in der Weise, daß der Wechsel immer nur in einer von den Beziehungen erfolgen kann, in denen der betreffende dissimilierte Laut mit dem dissimilierenden vorher gleich ist), so handelt es sich also um eine Einteilung, die diese artikulatorische Verwandschaft zwar

[1]) Die Tatsache, daß man lautliche Vorgänge jeder Art nur dann richtig beurteilen kann, wenn man eine korrekte Vorstellung vom Bau und den Funktionen der Sprachwerkzeuge hat, daß also Lautlehre ohne Berücksichtigung dieser Dinge verfehlt ist, weil sie dann der realen Grundlage entbehrt, ist ja heutzutage allgemein anerkannt. Aber trotzdem hat man häufig den Eindruck, daß in der Sprachwissenschaft in manchen Fällen rein theotisch mit den Lauten und Sprachformen in der Weise operiert wird, als wären diese etwas Gegenständliches, das zu einer bestimmten Zeit so und so „ist“ und sich dann historisch auf diese und jene Weise „verändert“, während doch der Laut und das gesprochene Wort eine lebendige Funktion ist und jedes Mal beim Sprechen erst wieder neu in die Erscheinung tritt. Wenn man z. B. aus der Vergleichung von verschiedenen Formen gemeinsame Urformen erschließt, kommt man immer wieder in Versuchung, die bildliche Ausdrucksweise, die diese Formen als „Material“, also etwas Gegenständliches bezeichnet, für die Wirklichkeit zu nehmen. So erschließt man häufig rein theoretisch Urformen, ohne sich jedesmal dabei lebendig den betreffenden Sprechakt vorzustellen, der nötig war, um eine solche Lautfolge hervorzubringen, deren Symbol jene theoretische, mit einem Sternchen (*) versehene Form ist. So kommt es, daß sich auch der phonetisch Gebildete manche theoretisch erschlossene indogermanische Lautungetüme gar nicht gesprochen vorstellen kann. So wird z. B. bei Sommer Hdb. der lat. Laut- u. Formenl.[2] S. 260 als rein theoretische Grundform von lat. *postulo* ein **pŗ̆k-sk-tl-ā-i̯ō* angesetzt, „das freilich in dieser Gestalt niemals existiert haben wird“ und bei Streitberg Urg. Gramm. § 96, 4: **ghéghbh(ə)mm̥* als 1. Plur. Perf. von *ghebh-* ‘geben’.

summarisch, aber doch möglichst korrekt zum Ausdruck bringt. Es muß dabei naturgemäß sehr stark schematisiert werden: es können nur in jeder Beziehung gewisse Haupttypen herausgegriffen werden; die Hauptsache ist, daß diejenigen Unterschiede, die gemacht werden, auch phonetisch richtig begründet sind. Ich übernehme soviel wie möglich die in der Grammatik allgemein üblichen Bezeichnungen und Unterscheidungen und gebe sie nur da auf, wo sie eine phonetisch unhaltbare Einteilung der Laute veranlassen. Es lag nahe, da ich doch hauptsächlich mit lateinischem Material arbeite, einfach das in der lateinischen Grammatik gebräuchliche System der Einteilung der Laute zu wählen und mit Rücksicht auf das Vergleichsmaterial aus den andern Sprachen die dadurch gegebenen Lauttypen jenem System sinngemäß anzugliedern. Dies läßt sich auch zum großen Teil durchführen, aber nicht ganz; denn auch bei der Einteilung der Laute, wie sie den neueren Darstellungen der lateinischen Lautlehre zu Grunde liegen, gibt es Punkte, wo eine traditionelle grammatische Theorie und Terminologie über ganz einfache phonetische Tatsachen gesiegt hat; es wird im folgenden sofort klar werden, was ich damit meine.

r und *l* sind bekanntlich die beiden Laute, die bei der Dissimilation weitaus die größte Rolle spielen. Sowohl das *r* als das *l* können an verschiedener Stelle artikuliert werden und tatsächlich gibt es viele indogermanische Sprachen, die nebeneinander mehrere *r*-Laute verschiedener Artikulationsstelle aufweisen. Bei beiden, *r* und *l*, ist jedoch das gewöhnlichste die Artikulation mit der Zungenspitze, das Zungenspitzen-*r* und das gewöhnliche Zungenspitzen-*l*. Diese beiden Laute können nach der Artikulationsstelle vollständig gleich sein, wie zum Beispiel in der normalen deutschen oder der normalen französischen Aussprache; in ihrer Artikulationsart sind sie jedoch immer verschieden. Dies lehrt eine phonetische Untersuchung der beiden Laute ohne weiteres klipp und klar. Der Unterschied zwischen *r* und *l* muß also in einem den phonetischen Tatsachen Rechnung tragenden Lautsystem als ein Wechsel der Artikulationsart eingetragen werden; denn ein *r* kann nicht durch Veränderung der Artikulationsstelle, sondern nur durch Veränderung der Artikulationsart in ein *l*

übergehen. Der Terminus „Liquidae", wie ihn nicht bloß die griechische und lateinische Grammatik, sondern auch die moderne Sprachwissenschaft braucht in dem Sinne, daß dadurch eine einheitliche Artikulationsart bezeichnet und den andern Artikulationsarten (Nasale, Verschlußlaute, Spiranten) gegenübergestellt wird, ist phonetisch durchaus unhaltbar, und es ist eigentlich verwunderlich, daß ihn die Sprachwissenschaft nicht längst aufgegeben hat. Es wird durch diesen Ausdruck der falsche Schein erweckt, als seien *r*- und *l*-Laute Konsonanten derselben Artikulationsart, die durch das geheimnisvolle Merkmal „flüssig" charakterisiert werde[1]), während in Wirklichkeit dieser antike Terminus bloß von dem Gehöreindruck ausgeht, den die beiden Lautarten erwecken. Das Primäre und Wichtige für die Bestimmung eines Lautes ist aber immer das artikulatorische, sprechmotorische Moment und nicht das akustische. So spricht man ja auch von Nasalen und Verschlußlauten, Benennungen, die durchaus korrekt das hauptsächlichste artikulatorische Merkmal zum Ausdruck bringen[2]): zwei Nasale verschiedener Artikulationsstelle wie *m* und *n* sind tatsächlich nur in der Stelle verschieden, in der Art aber vollkommen gleich, ebenso zwei stimmhafte oder zwei stimmlose Verschlußlaute verschiedener Artikulationsstelle, während zwei sogenannte Liquidae wie *r* und *l* wie gesagt in der Artikulationsart immer verschieden sind[3]). Die Artikulationsart des *r* wird bestimmt dadurch, daß ein leicht bewegliches Artikulationsorgan, gewöhnlich die Zungenspitze, an deren Stelle häufig aber auch das Zäpfchen des Gaumensegels, in vibrierende Be-

[1]) Welche Laute mit dem Terminus „Liquidae" gemeint sind, weiß man nur traditionsgemäß; an und für sich kann man sich darunter nichts Rechtes vorstellen, während Ausdrücke wie Nasale oder Verschlußlaute in ihrer Bedeutung durchsichtig sind.

[2]) Den Ausdruck „Spiranten", der allerdings vom artikulatorischen Standpunkt aus weniger treffend ist, behalte ich bei, da er nicht wie der Ausdruck Liquidae eine falsche Einteilung der Laute zur Folge hat, und weil er außerdem stärker eingebürgert ist als die an sich korrektere Bezeichnung „Reibelaute" oder „Fricativae".

[3]) Vgl. Jespersen Lehrbuch der Phonetik §§ 131—136 (*l*-Laute) und 137—142 (*r*-Laute), wo der Verfasser sehr feine Erörterungen über das Wesen dieser Laute anstellt. Der Ausdruck Liquidae wird in dem ganzen Werke überhaupt nicht gebraucht, einfach weil er eben phonetisch unbrauchbar ist.

wegung gebracht wird, die Artikulationsart des *l* dagegen dadurch, daß ein Teil der Zunge (beim normalen, mit flacher Zunge artikulierten *l* die Zungenspitze) sich in der Mitte an die gegenüberliegende Stelle des Munddachs anlegt, während auf beiden Seiten eine verhältnismäßig breite Öffnung entsteht, durch die der Exspirationsstrom ohne ein Reibegeräusch entweicht[1]). Die französischen Phonetiker unterscheiden die beiden Lautarten passend als „vibrantes“ und „latérales“. Die falsche Zusammenfassung von *r* und *l* als einheitliche Artikulationsart hat die Folge, daß die Lautlehre häufig die Unterscheidung zwischen *r* und *l* in der Artikulationsstelle sucht. So figuriert in den neueren Handbüchern der lateinischen Lautlehre durchwegs das *r* als dentale, das *l* als gutturale oder palatale Liquida; vgl. z. B. Niedermann Histor. Lautlehre des Lat.[2] (Sprachwissenschaftl. Gymnasialbibliothek herausg. v. Niedermann, 1. Band, Heidelberg 1911) S. 10 f.[2]). Es gab allerdings im Lateinischen, jedenfalls im Spätlateinischen, ein gutturales, genau genommen velares *l*, bei dem der Zungenrücken gegen den hintern Gaumen oder das Velum zurückgewölbt wurde, das *l* hinter gewissen Vokalen am Silbenschluß. das sich in einzelnen romanischen Sprachen wie im Französischen zu *u* oder besser mit dem Vokal zusammen zu einem *u*-Diphthongen entwickelt hat; das gewöhnliche *l*, wie es z. B. immer zwischen Vokalen (z. B. *canalis*) gesprochen worden sein muß, kann aber kein anderes gewesen sein, als das normale, mit flacher Zunge artikulierte *l* der romanischen Sprachen, dasselbe, das auch im Deutschen das normale ist. Dies ist aber ein Laut, der — wie ein einfaches phonetisches Experiment lehrt — genau wie das „dentale“ Zungenspitzen-*r*

[1]) Beim *r* haben wir also eine Bewegung während der Dauer des Lautes, beim *l* bleiben die Mundorgane, nachdem sie einmal in die entsprechende Artikulationslage gebracht sind, während der ganzen Dauer des Lautes vollständig ruhig; dies ist gewiß ein unverkennbarer Unterschied in der Artikulationsart.

[2]) Daß diese Unterscheidung des *r* und *l* als eine solche der Artikulationsstelle sich auch im Lateinischen nicht durchführen läßt, wird z. B. illustriert durch die Tatsache, daß die Kontakt-Assimilation *rl* zu *ll* von Niedermann nicht etwa unter Assimilation der Artikulationsstelle im allgemeinen und Assimilation von Dental an Guttural im besondern, sondern (S. 84) unter der Assimilation der Artikulationsart eingereiht wird, wo sie auch durchaus hingehört.

und wie die sogenannten dentalen Nasale und Verschlußlaute mit der Zungenspitze hinter den oberen Schneidezähnen (von der Kante der Schneidezähne bis zu den Alveolen; die feineren Unterschiede kommen hier nicht in Betracht) artikuliert wird, und der darum so gut wie diese als ein Dental zu bezeichnen ist; denn warum sollte man unter allen diesen Lauten, die dieselbe Artikulationsstelle haben, einzig das *l* einen Palatalen oder gar Gutturalen nennen, wenn doch alle andern Dentale sind. Es ergibt sich also klar, daß wir auch für das Lateinische neben dem dentalen *r*-Laut einen dentalen *l*-Laut anzusetzen haben. Wenn Niedermann a. a. O. S. 9 von einem palatalen *l*, das „an der Wurzel der oberen Schneidezähne" artikuliert worden sei, spricht, so ist zu entgegnen, daß eben ein Laut, der an dieser Stelle artikuliert wird, nicht als ein Palatal gelten kann; denn ein an der Wurzel der oberen Schneidezähne artikuliertes *r, d, t, n* heißt man auch nicht einen Palatal, sondern einen Dental[1]), abgesehen davon, daß das in Frage kommende *l* gewiß ebensogut wie *r* oder andere homorgane Laute auch an den Zähnen selbst artikuliert werden kann. Die Annahme, das lateinische *l* sei ein Palatal gewesen, stützt sich auch auf gewisse antike Grammatikerzeugnisse (die z. B. Lindsay[2]) ausführlich erörtert); ich glaube aber, daß diese gegenüber einer solchen einfachen phonetischen Erörterung nicht ausschlaggebend sein dürfen. Daß wirklich das *l* im Lateinischen so gut wie in den romanischen Sprachen ein Dental war, das glaube ich auch durch die Beobachtung illustrieren zu können, daß im Lateinischen Übergänge wie $l > n$, $n > l$, $l > d$, $d > l$, abgesehen von $l > r$, $r > l$ vorkommen, worin deutlich die Artikulationsverwandtschaft des *l* mit den Dentalen der andern Artikulationsarten zum Ausdruck kommt, wogegen keine Spur vorhanden ist von Austausch zwischen *l* und gutturalen oder palatalen Lauten anderer Art[3]), was doch zu erwarten wäre, wenn *l* ein Guttural bezw. Palatal gewesen wäre.

[1]) Ein wirklich palatales *l* ist dagegen z. B. das mouillierte *l* im Französischen, das allerdings in der normalen französischen Aussprache ganz zu einem palatalen Spiranten geworden ist.

[2]) Die lat. Sprache, übers. v. Nohl, Leipzig 1897, § 99 S. 106.

[3]) Natürlich immer abgesehen von jenem oben erwähnten, von den Handbüchern richtig charakterisierten „velaren" *l*.

Ich teile also nach der Artikulationsart ein in *r*-Laute, *l*-Laute (wofür ich meistens der Kürze halber einfach *R* und *L* setze), Nasale, Verschlußlaute und Spiranten. Es ergeben sich also folgende Möglichkeiten des Lautwechsels zwischen den homorganen Lauten verschiedener Artikulationsart: 1) zwischen *R* und *L*, 2) *R* und Nasal, 3) *L* und Nasal, 4) *R* und Verschlußlaut, 5) *L* und Verschlußlaut, 6) Nasal und Verschlußlaut, 7) *R* und Spirant, 8) *L* und Spirant, 9) Nasal und Spirant, 10) Verschlußlaut und Spirant. Schließlich kommt noch Wechsel zwischen homorganen Spiranten verschiedener Art in Frage (es läßt sich hier nicht ohne weitere Unterabteilungen auskommen). Die Vorführung der Beispiele wird zeigen, welche von diesen Möglichkeiten sich für den dissimilatorischen und assimilatorischen Wechsel belegen lassen und welche nicht. In einem zweiten Abschnitt wird dann der Wechsel der Artikulationsstelle zu behandeln sein. Auch hier verfahre ich möglichst summarisch und unterscheide im allgemeinen bloß zwischen Gutturalen, Dentalen und Labialen. Daß der Ausdruck „Gutturale" phonetisch ganz unkorrekt ist, ist bekannt, und ich brauche darüber keine Worte zu verlieren. Er ist jedoch praktisch als zusammenfassender Terminus für die sämtlichen Laute vom Typus *k* (ohne Rücksicht auf die genaue Artikulationsstelle), während der Ausdruck Velare nur die am Gaumensegel artikulierten Laute bezeichnet. Auch der Ausdruck Palatale ist weniger günstig, wenn auch korrekter, weil man dabei leicht nur an die sehr weit vorn artikulierten palatalen Laute wie z. B. die altindischen „Palatale" [1]) denkt, oder doch jedenfalls nur an die am eigentlichen harten Gaumen artikulierten Laute, also mit Ausschluß der Velare. Auch Brugmann braucht so im Grundriß neben den feineren Unterscheidungen, die das indogermanische Lautsystem erfordert, den Ausdruck Gutturale als zusammenfassenden Terminus. Auf feinere Unterscheidungen in der Artikulationsstelle (wie Labiovelare, Praepalatale gegenüber den gewöhnlichen Gutturalen, Cerebrale gegenüber den gewöhnlichen Dentalen) nehme ich nur soweit Rücksicht, als der Stoff es erheischt. Unter dem Ausdruck „Artikulationsart" habe ich bis jetzt ausschließlich

[1]) Da, wo ich auf diese spezielle Kategorie Rücksicht nehmen muß, nenne ich sie „Praepalatale".

die Artikulationsart der Mundorgane verstanden (*r*-Laute, *l*-Laute, Nasale etc.). Jeder Laut ist aber außer durch diese Artikulationsart auch noch bedingt durch die Artikulationsart des Kehlkopfes bezw. der Stimmbänder[1]). Aus praktischen Gründen reserviere ich den Ausdruck „Artikulationsart" ganz für das Einteilungsprinzip der Artikulationsart der Mundorgane. Für die Unterscheidung zwischen den stimmhaften und den stimmlosen Konsonanten braucht man gelegentlich den Terminus „Stimmton", z. B. Niedermann a. a. O.[2]) Für das Einteilungsprinzip in aspirierte und nicht aspirierte Verschlußlaute, die ja praktisch nur für das Altindische und Altgriechische und die germanischen Sprachen in Betracht kommen, müßte man dann einfach „Aspiration" sagen. Die beiden Ausdrücke „Stimmton" und „Aspiration" in diesem Sinne passen jedoch schlecht, da sie nicht eigentlich die Beziehung ausdrücken, in der die beiden Kategorien verschieden sind, sondern positiv das Charakteristikum der einen Kategorie (stimmhaft bezw. aspiriert) bezeichnen gegenüber der anderen, bei der dieses Charakteristikum fehlt; denn ein stimmloser Laut hat überhaupt keinen Stimmton und ein nicht aspirierter keine Aspiration. Am besten scheint mir als Bezeichnung für das Einteilungsprinzip der von Brugmann (z. B. in der Kurzen vergleichenden Grammatik) gebrauchte Terminus „Kehlkopfartikulationsart" oder kürzer „Kehlkopfartikulation". An vierter Stelle wäre noch der Wechsel der Quantität zu

---

[1]) Schwingen die Stimmbänder, so entstehen stimmhafte Laute; schwingen sie nicht, so entstehen stimmlose Laute. Ob die Stimmbänder schwingen oder nicht, hängt von dem Öffnungsverhältnis der Stimmritze ab; eben davon hängt aber auch ab — nach den Beobachtungen Jespersens (§§ 98—106) —, ob die Verschlußlaute aspiriert sind oder nicht. Für den Unterschied zwischen Fortis und Lenis mögen zwar auch noch andere Verhältnisse in Betracht kommen; das Wichtigste aber sind, nach Jespersen (§ 105), die Verhältnisse der Stimmbänder.

[2]) Ebenso in der „Lateinischen Sprachlehre für Schulen unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung, I. Teil: Lautlehre, Formenlehre, Wortbildungslehre" von E. Niepmann, einem 1913 bei Teubner erschienenen, wie mir scheint nach sehr richtigen Grundsätzen angelegten lateinischen Schulbuch, gegen das ich nach flüchtiger Durchsicht nur das eine einzuwenden habe, daß sich der Verfasser das genannte Bändchen von Niedermann in einem weit über das erlaubte hinausgehenden Maße zu Nutze macht, ohne gebührenden Verweis auf seine Quelle.

berücksichtigen, d. h. zwischen gedehntem Konsonanten (sogen. Geminata) und einfachem Konsonanten. Ich untersuche also

I. den Lautwechsel der Artikulationsart (Artikulationsart der Mundorgane),
II. den Lautwechsel der Artikulationsstelle,
III. den Lautwechsel der Kehlkopfartikulation (Artikulationsart des Kehlkopfs),
IV. den Wechsel der Quantität

daraufhin, inwiefern er dissimilatorischer Natur sein kann.

Diese systematische Einteilung läßt sich auch auf den fern-assimilatorischen Wechsel anwenden; bloß steht hier ein viel geringeres Material zur Verfügung. Ebenso gilt es auch für die reziproke Metathese zu untersuchen, welche Laute miteinander ihre Plätze vertauschen können und welche nicht.

Sobald man daran geht, Beispiele von Dissimilation, Fern-Assimilation und Metathese zu sammeln, so merkt man gleich, daß es oft sehr schwer hält, zu sagen, ob wirklich eine solche Fernwirkung vorliegt, oder ob eine andere Ursache ein bloß äußerlich ähnliches Ergebnis gehabt hat. Es sind im Laufe der letzten Jahrzehnte unendlich viele Fälle von solchen Fernwirkungen zusammengetragen worden. Man hat bei der Etymologisierung von Formen, die lautliche Schwierigkeiten machen, diese praktischen Erklärungsprinzipien sich oft in allzu weitgehendem Maße zu Nutze gemacht, insbesondere aus dem Grunde, weil man sich hier von der Verpflichtung frei glaubte, sich an die Beobachtung einer gewissen Gesetzlichkeit zu halten. So bekommt man oft den Eindruck, daß Dissimilation, Assimilation und Metathese in den Händen mancher Sprachforscher nichts weiteres sind als die bequeme Waffe, mit der man den gordischen Knoten lautlicher Schwierigkeiten durchschneidet in allen Fällen, wo man ihn nicht lösen kann. Daher begegnet dann andrerseits öfters die Verwendung dieser Erklärungsprinzipien wieder einem allzu großem Mißtrauen [1]).

[1]) Wenn Stowasser ALL V S. 289, bei Besprechung von *discipulus*, das er mit sehr hübscher Vermutung von *discipere* ableitet, gegenüber der Annahme von Dissimilation aus **disciculus*, sagt: „der Römer, welcher *dicaculus, fasciculus, pisciculus* u. a. sagte, hatte keinen Grund zu einer

Es ist prinzipiell zu fordern, daß man überall da, wo man Dissimilation annimmt — dasselbe gilt natürlich auch für Fern-Assimilation oder Metathesis —, dies auch irgendwie wahrscheinlich macht. Man darf sich dabei nicht in Widerspruch stellen zu den Regeln ihres Verlaufs; man hat darauf zu achten, ob gleichartige Fälle auch sonst vorkommen, und man darf dies nicht vollständig von der Hand weisen mit dem beliebten Hinweis auf die vollständige Ungesetzlichkeit der Dissimilation. Es genügt eigentlich nicht, daß man die Dissimilation konstatiert bloß auf Grund der Tatsache, daß in der Umgebung des veränderten oder ausgelassenen Lautes ein anderer gleicher oder ähnlicher steht; denn die Gleichheit kann ja auch mit jener Veränderung oder Auslassung nichts zu tun haben; man muß vielmehr auch durch Parallelen und mit Hinweis auf die Prinzipien des Verlaufs der Dissimilation, wie er sich aus der Beobachtung sicherer Fälle, insbesondere der Sprechfehler[1]) ergibt, die Annahme zu stützen versuchen, daß wirklich jener gleiche oder ähnliche Laut an der betreffenden Veränderung oder Auslassung des andern schuld ist, und dazu muß man eben die Prinzipien des Verlaufs der Dissimilation kennen zu lernen trachten. Man hat schon in vielen Fällen Dissimilation angenommen, wo in Wirklichkeit ein gewöhnlicher Lautwechsel, unabhängig von andern Lauten in der Umgebung vorliegt; es kann dabei ein Lautgesetz in Frage kommen, das man eben bisher noch nicht beobachtet hatte. Der betreffende andere Laut, dem man eine dissimilierende Wirkung zugeschrieben hatte, war dann an jenem Wechsel oder Schwund vollständig unschuldig. Grammont hat in dem II. Teil seines Buches, das „Mêmes effets, autres causes“ (S. 109 ff.) überschrieben ist, deutlich den Grundsatz ausgesprochen, daß sehr oft äußerlich scheinbar Dissimilation vorliegt, bei näherem Zusehen aber eine solche Annahme sich als unhaltbar erweist. Ein besonderes Kapitel „Lois phonétiques“ (S. 134 ff.) ist in

„Dissimilation“, wie der terminus für gewaltsame Lautveränderungen heißt“, so enthält diese Äußerung zwar etwas Richtiges, schießt aber doch weit über das Ziel in der völligen Ablehnung der Dissimilation als Erklärungsprinzip.

[1]) Die man selber bei ihrer Entstehung beobachten kann, wie es Meringer gezeigt hat.

diesem II. Teil eben jenen Fällen gewidmet, wo die scheinbar oder hypothetisch dissimilatorische Veränderung oder Auslassung in Wirklichkeit gewöhnlicher Lautwechsel oder Lautschwund ist. In andern Fällen wieder ist die Veränderung, Auslassung, Zufügung oder Umstellung, die scheinbar oder hypothetisch auf einer Fernwirkung beruht, auf die analogische Einwirkung eines andern Wortes oder einer andern Form (Kontamination, Volksetymologie, Suffixvertauschung usw.) zurückzuführen. Grammont hat diese Fälle, wo scheinbar Dissimilation vorliegt, oder wo man eine solche hypothetisch angenommen hat oder annehmen könnte, wo aber mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit die analogische Einwirkung von etwas Außerhalbstehendem anzunehmen ist, ebenfalls von der Dissimilation getrennt und sie im II. Teil in den Kapiteln „Etymologie populaire, croisements, jeux de mots, etc." (S. 113ff.) und „Suffixes et préfixes" (S. 127 ff.) behandelt. Dies ist im Prinzip richtig; nur hat Grammont etwas zu scharf getrennt (vgl. o. S. 39). Sehr oft ist die Annahme berechtigt, daß zwar Dissimilation vorliegt, daß dabei aber analogische Einwirkung in der Weise beteiligt war, daß die Wahl des neuen Lautes oder die neue Lautfolge durch die analogische Einwirkung beeinflußt worden ist (vgl. o. S. 56). Ich bin überzeugt, daß in vielen Fällen Dissimilation bezw. Assimilation und Analogie auf diese Weise zusammengewirkt haben. So wird sich auch jene Frage, warum in einem bestimmten Fall gerade der betreffende Laut an Stelle des früheren getreten ist, oft so beantworten lassen, daß die analogische Einwirkung einer bestimmten, in irgend welcher Beziehung assoziierten Form daran schuld ist. Ganz besondere Vorsicht in der Annahme von Fernwirkung ist dann am Platze, wenn nicht nur die Erklärung eines einwandfrei konstatierten Wechsels, Schwundes oder Zuwachses durch Dissimilation oder Assimilation unwahrscheinlich ist, sondern wenn überhaupt schon die Annahme, daß Wechsel, Zuwachs oder Schwund vorliegt, auf einer unsicheren Lesung oder Interpretation einer Stelle beruht, oder wenn die betreffende Form, die jene Annahme gestattet, rein hypothetisch ist und erst ad hoc konstruiert werden muß, oder wenn zwei Formen, die man historisch miteinander verknüpfen möchte, durch Annahme von solchen Dissimilationen, Assimi-

lationen oder Metathesen verbunden werden, die man kaum durch Vergleichung mit einwandfreien Beispielen rechtfertigen könnte.

Da ich meine Beispiele zum größten Teil aus den lateinischen Inschriften gewonnen habe, spielt eine besonders wichtige Rolle auch die Frage: Was darf als wirklich gesprochene Form angesehen werden, und was ist nur ein rein graphischer Fehler? Häufig läßt sich irgendwie beweisen oder doch wahrscheinlich machen, daß es sich nicht um eine vereinzelte Entgleisung, sondern um eine usuelle Sprachform handelt, z. B. daß der betreffende Schreiber eine Form — im Gegensatz zu der einem früheren Lautzustand entsprechenden, traditionellen Orthographie — so wiedergibt, wie sie zu seiner Zeit in der Sprachgemeinschaft, der er angehörte, allgemein gesprochen wurde. Wenn z. B. die betreffende Form in den romanischen Sprachen weitergelebt hat oder -lebt, so ist sie natürlich als eine wirklich gesprochene anzusehen. Aber nicht allein die nachweislich (oder sehr wahrscheinlich) usuellen Formen haben sprachliche Bedeutung, sondern — das haben uns besonders die Arbeiten Meringers gelehrt — auch die individuellen Sprechfehler, die ja leicht in der schriftlichen Überlieferung erhalten sein können. Daher darf auch bei der Beurteilung der Sprache der Inschriften über Fehler, die bloß gelegentliche Entgleisungen sind, die aber lautlich erklärt werden können, nicht mehr einfach mit dem beliebten traditionellen Urteil „error lapicidae“ zur Tagesordnung geschritten werden, sondern man hat jedesmal zu untersuchen, ob nicht der betreffende Schreibfehler einen Sprechfehler, d. h. eine individuelle oder gelegentliche Sprechform überliefert. Diese bessere Einschätzung der Fehler auf den Inschriften hat sich heutzutage bereits durchgesetzt. Dies zeigen z. B. die Äußerungen von Ed. Schwyzer Ilb. Jahrb. Bd. 5 (1900) S. 261 und die einleitenden Bemerkungen bei Nachmanson Beiträge zur Kenntnis der altgriechischen Volkssprache (Skrifter utgifna af K. humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. XIII, 4. Uppsala & Leipzig 1910). Nachmanson weist mit Recht darauf hin, daß, wie Meringer gelehrt habe, Schreib-

fehler oft geschriebene Sprechfehler seien[1]), und daß man deshalb auch den Schreibfehlern da, wo man sie lautlich erklären könne, sprachliche Bedeutung zumessen müsse. Er gibt zu vielen inschriftlichen Formen, die man früher als grobe Fehler beseitigt hätte, die richtige sprachliche Erklärung[2]). Trotzdem hat Nachmanson mit seiner Einschätzung der Fehlererscheinungen in den Inschriften m. E. nicht ganz das Richtige getroffen. Man hat ihm von philologischer Seite vorgeworfen[3]), er gehe mit der Wertschätzung der Schreibfehler zu weit; es sei zwar zuzugeben, daß manche sogenannte Fehler wertvolle sprachliche Aufschlüsse zu bieten imstande seien; aber es sei verkehrt, wenn er sage (S. 73), man dürfe nur dann ein rein graphisches Versehen annehmen, wenn keine lautliche Erklärung möglich sei, oder, mit Umkehrung der Ausdrucksweise, sobald ein Fehler eine lautliche Erklärung zulasse, dürfe man darin keinen Schreibfehler sehen. In dieser Kritik liegt etwas Richtiges; denn Nachmanson mißt in der Tat manchen Fehlern eine sprachhistorische Bedeutung bei, die keine haben. Der Fehler liegt aber m. E. nicht darin begründet, daß er ein richtiges Prinzip zu weit triebe, sodaß man also hierin einfach wieder auf ein bescheideneres Maß zurückzugehen hätte, sondern darin, daß er die Frage danach, was sprachlich wertvoll ist, nicht ganz in der richtigen Weise stellt. Nachmanson sagt auf S. 1 f.: „bei vielen (Fehlern) wird reine Unachtsamkeit beim Schreiben oder Einmeißeln vorliegen. Wenn z. B. ein Steinmetz ΛΥΘ für ΔΥΟ, *Λευκοφρυης* für *Λευκοφρυηῆς* einmeißelt oder ein ägyptischer Schreiber (eines Papyrus) *θαναθανάτου* für *θανάτου* schreibt, so ist darüber kein Wort zu verlieren. Es sind alles offenbar rein graphische Fehler; für die Geschichte der Schrift[4])

[1]) Vgl. die Studie von Niedermann „Das Verschreiben" (Studi glottologici italiani II S. 239—245), wo das Verschreiben (S. 240) aus solchen Gründen direkt als „Spezialfall des Versprechens" bezeichnet wird, ein Ausdruck, mit dem ich mich nicht ganz einverstanden erklären kann (vgl. u. S. 73 A. 2).

[2]) Dies wird gebührend hervorgehoben in der Rezension durch Niedermann Deutsche Literaturzeitung 32 (1911) Sp. 798 ff.

[3]) Vgl. die mit „MY" unterzeichnete Besprechung in der Revue critique Jahrg. 47 (1913) I. Sem. (N. S., Bd. 75) S. 18 f.

[4]) Was mit dieser „Geschichte der Schrift" eigentlich gemeint ist, bleibt mir unverständlich.

können sie bisweilen von Bedeutung sein, für die Geschichte der Sprache nicht. ..... Es gibt auch andere (Fehler), die unabhängig von den allmählichen Veränderungen der Laute zu jeder Zeit und in jeder Sprache stattfinden können: Assimilationen wie *Μαλαγκόμας* für *Μελαγκόμας*, Dissimilationen wie *Κερυών* für *Κερκυών*, Metathesen wie *Σχενοκλῆς* für *Ξενοκλῆς* usw." Nachmanson unterscheidet also einerseits graphische Fehler, die auf „reine Unachtsamkeit" zurückzuführen und für die Geschichte der Sprache bedeutungslos seien, und andererseits solche Fehler, bei denen es sich um Dissimilation, Assimilation oder Metathese handle. Damit hat er nun den Unterschied, der natürlich gemacht werden muß, nicht richtig gefaßt. Eine experimentelle psychologische Untersuchung der Schreibfehler, wie sie Stoll (vgl. o. S. 5 Anm. 2) unternommen hat, lehrt, daß nicht nur bei den Schreibfehlern, bei denen akustische und sprechmotorische Momente in Frage kommen, die also genau so verlaufen wie die Sprechfehler — sodaß man also gewissermaßen von geschriebenen Sprechfehlern reden kann —, sondern auch bei denen, wo nur optische oder schreibmotorische Momente in Frage kommen können — die man also nicht lautlich erklären könnte —, dieselben psychologischen Ursachen wie bei den Sprechfehlern wirken, und daß unter diesen Ursachen auch bei den rein graphischen Fehlern diejenigen, die man in der Sprachwissenschaft Assimilation und Dissimilation heißt, eine hervorragende Rolle spielen[1]). Ebenso wie es lautliche Dissimilationen und Assimilationen gibt, gibt es auch graphische; die Annahme von Dissimilation oder Assimilation schließt ein rein graphisches Verschreiben nicht aus. Denn Dissimilation und Assimilation sind nicht ausschließlich lautliche Erscheinungen im Gegensatz zu rein graphischen Fehlern, sondern es sind psychologische Erscheinungen, die ebenso bei den graphischen Fehlern auf-

[1]) Stoll (vgl. o. S. 5, A. 2) spricht von „Ranschburgscher Hemmung", ohne davon Notiz zu nehmen, daß diese Erscheinung seit Jahrzehnten unter dem Namen Dissimilation bei Philologen und Linguisten bekannt ist. Wenn der Terminus Dissimilation auch nicht einwandfrei ist, so verdient er als sachlicher Ausdruck doch den Vorzug; denn der Psychologe Ranschburg mag zwar sehr verdienstliche Untersuchungen über diese Erscheinung angestellt haben; er hat sie jedoch gewiß nicht neu entdeckt, sodaß eine solche Benennung honoris causa nicht berechtigt ist.

treten, wie bei den lautlichen. Auch insofern ist die Unterscheidung Nachmansons, d. h. diejenige, die man überhaupt bisher gewöhnlich gemacht hat, nicht richtig, als nicht nur die „rein graphischen“ Fehler, für die man keine lautliche Erklärung zu geben weiß, sondern überhaupt alle Fehler, die gegen den Willen und gegen besseres Wissen des Sprechenden oder Schreibenden gemacht werden, auf „reiner Unachtsamkeit“ beruhen. Unachtsamkeit liegt allem dem zu Grunde, was unter die Begriffe Versprechen und Verschreiben fällt, also auch allen denjenigen Fällen unter Nachmansons Dissimilationen und Assimilationen, die nicht als gebräuchliche Formen, sondern nur als individuelle und gelegentliche Entgleisungen gegen den Willen und gegen besseres Wissen des Schreibers anzusehen sind, die jedoch sprachlich nicht wertlos zu sein brauchen, insofern sie uns, wie Nachmanson sagt, etwas „für das Versprechen im Altgriechischen“ lehren. Durch besondere Aufmerksamkeit kann man sowohl lautliche Fehler (Versprechen) wie graphische (Verschreiben) verhüten. Das Moment der Unachtsamkeit fällt nicht dann weg, wenn der „Fehler“ lautlich zu erklären ist, sondern dann, wenn der Sprechende oder Schreibende gar nicht die „richtige“ Form sprechen oder schreiben will[1]), oder wenn er die „richtige“ Form nicht auszusprechen oder zu schreiben weiß[2]) oder auch nicht richtig aussprechen kann[3]). Derjenige Schreiber, der *Κερυών* statt *Κερκυών* schrieb oder sprach, braucht keine Spur weniger unachtsam gewesen zu sein als der Schreiber, der *Λευκοφρυης* statt *Λευκοφρυηνῆς* schrieb. Der letztere beging beim Schreiben gerade infolge seiner Unachtsamkeit eine Dissimilation[4]). Daß dieser Fall kein lautliches Versprechen

[1]) Z. B. weil die „fehlerhafte“, die er spricht oder schreibt, schon vorher zu einer gebräuchlichen geworden und also vom subjektiven Standpunkt aus überhaupt kein Fehler mehr ist, oder auch direkt absichtlich, weil er seine Aussprache bezw. Schreibung für besser oder korrekter hält.

[2]) Wegen fehlender oder bloß halber Kenntnis der richtigen Aussprache (Orthoepie) oder Orthographie.

[3]) Infolge eines physischen Fehlers oder mangelhafter Übung seiner Sprachorgane.

[4]) Als er am Ende des Wortes zum zweiten Mal ein *η* schreiben sollte, hatte er das Gefühl, es schon geschrieben zu haben; denn das erste perseverierte optisch oder schreibmotorisch im Bewußtsein.

sein kann, dafür hat man darin einen bestimmten Anhaltspunkt, daß er den Bedingungen des Verlaufes, denen die lautliche Dissimilation unterliegt, widerspricht, und zwar in dem Maße, daß niemand daran zweifeln kann, daß hier ein Schreibfehler vorliegt. Niemals könnte lautlich gerade der betonte Vokal, der sprechmotorisch und akustisch im Bewußtsein eine gewisse „Dominanz“ [1]) ausübt, dem dissimilatorischen Schwund unterliegen. Ebenso kann aber auch im Fall *Κερνών* statt *Κερκυών* die Dissimilation rein graphisch sein. Durch die optische oder schreibmotorische Perseveration des ersten *K* wäre das zweite *K* (denn es handelt sich ja um eine Majuskelinschrift) dissimilatorisch weggefallen. Bloß haben wir hier keinen so sicheren Anhaltspunkt dafür, daß der Fall nicht auch lautlich zu erklären sein könnte [2]); jedenfalls liegt aber auch hier Unachtsamkeit vor; denn man wird nicht daran zweifeln, daß der Schreiber die Form *Κερκυών* für die „richtige“ hielt und schreiben bezw. sprechen wollte. Hier oder bei ähnlichen Beispielen ginge also wirklich Nachmanson zu weit im Sinne jener Kritik von philologischer Seite. Ich bin überzeugt, daß sich unter seinen Beispielen manche befinden, die unter die rein graphischen Dissimilationen und Assimilationen gehören, dadurch aber nicht vollständig wertlos werden [3]). Andererseits geht Nachmanson wieder eher zu wenig weit in der

[1]) Vgl. o. S. 30, A. 1.

[2]) Ein solcher wäre höchstens die Regel, die Grammont (S. 16 unter n. 4) aus der Beobachtung des Verlaufs der Dissimilation gezogen und für seine Formeln vorausgesetzt hat, daß der angelehnte Konsonant (silbenanlautender nach konsonantischem Silbenschluß) niemals dissimilatorischem Schwund unterliege. Es läßt sich jedoch bezweifeln, ob man diese Regel gelten lassen kann; denn es ist zu beachten, daß sie allerdings für *R*, *L* und Nasale stimmt, daß aber Grammont die Dissimilation bei den Verschlußlauten gar nicht und bei den Spiranten nur wenig berücksichtigt hat.

[3]) Dies trifft aber auch für meine im II. Teil vorgeführten Beispiele aus den lateinischen Inschriften zum Teil zu. Man hat eben oft für die Beurteilung der geschriebenen Sprechfehler, wie wir sie auf den Inschriften entdecken können (im Gegensatz zu den modernen Sprechfehlern, die man selbst beim Entstehen beobachten kann), kein anderes Kriterium als die Vergleichung mit sicheren Sprechfehlern, d. h. die Feststellung, ob der Fall den Regeln, denen der Verlauf der lautlichen Fernwirkungen unterliegt, nicht widerspricht, womit aber noch nicht ausgeschlossen ist, daß der Fall nicht auch rein graphisch entstanden sein kann, während dagegen der größte Teil der Schreibfehler nicht auch lautlich sein kann.

Wertschätzung der inschriftlichen Fehler, wenn er diejenigen Fälle, die er als aus „reiner Unachtsamkeit“ entstandene graphische Fehler bezeichnet, für völlig bedeutungslos hält. Diese sind zwar sprachhistorisch wertlos, wie auch verschiedene unter den Beispielen, denen Nachmanson sprachliche Bedeutung beimißt; sprachpsychologisch dagegen haben sie genau denselben Wert. Wenn ich also gesagt habe, daß Nachmanson die Frage nicht ganz richtig stelle, so meine ich damit, daß man bei der Beurteilung eines inschriftlichen Fehlers nicht, wie es bisher üblich war, fragen sollte: Liegt hier ein rein graphisches, durch Unachtsamkeit entstandenes Versehen vor, oder handelt es sich nicht um Dissimilation bezw. Assimilation? sondern — da ja Dissimilation und Assimilation nicht ausschließlich lautliche, sondern psychologische Erscheinungen sind, die ebenso bei den Schreibfehlern wie bei den Sprechfehlern vorkommen[1]) —: Ist dieser Fehler, bei dem Dissimilation bezw. Assimilation vorliegen kann, ein rein graphischer, oder kann er lautlich erklärt werden?

Ich hoffe mit dieser richtigeren Unterscheidung einen Schritt über Nachmanson hinauszukommen, dessen verdienstliche Untersuchungen jedoch dadurch nicht entwertet werden. Ich betone übrigens, daß ich diese Erkenntnis zu einem großen Teil dem Studium der psychologisch überaus lehrreichen und klaren Arbeit Stolls verdanke, die, wie ich schon oben (S. 5, A. 2) gesagt habe, im Gegensatz zu Meringers Büchern sich durch eine klare Unterscheidung der Einteilung nach der rein äußerlichen Erscheinung der Vorgänge und der Einteilung nach den psychologischen Ursachen auszeichnet, die jedoch andererseits der von Seiten der Sprachwissenschaft auf diesem Gebiete geleisteten Arbeit keineswegs gerecht wird[2]).

---

[1]) Und zwar auch bei den Schreibfehlern, bei denen ausschließlich optische oder schreibmotorische Momente in Frage kommen, und die daher mit Recht als rein graphische Fehler zu bezeichnen sind gegenüber denjenigen, die sprechmotorischer oder akustischer Natur sind, die also auf „innerm Sprechen“ beruhen.

[2]) Darin ebenso wie in verschiedenen Ausstellungen im einzelnen, denen sich noch weitere hinzufügen ließen, stimme ich vollständig überein mit den von Niedermann in der Rezension von Stolls Arbeit in d. Wochenschr. f. klass. Philol. 31 (1914) Sp. 189 ff. geäußerten Ansichten (vgl. o. S. 5, A. 2 & S. 71, A. 1).

Nach diesen prinzipiellen Erörterungen über verschiedene, die konsonantischen Fernwirkungen betreffende Fragen sollen im II. Teil der vorliegenden Arbeit die Beispiele, durch die sich das Wesen der genannten Erscheinungen illustrieren läßt, vorgeführt werden. Diese Beispiele zerfallen in „positive", d. h. sichere oder doch wahrscheinliche Fälle von lautlicher Fernwirkung und „negative", d. h. Beispiele für die Erscheinungen, die mit einer der lautlichen Fernwirkungen verwechselt werden können, da sie ihr irgendwie äußerlich ähnlich sind, also Beispiele, die zeigen, was alles scheinbar lautliche Fernwirkung, in Wahrheit aber etwas anderes ist. Das gesamte Beispielmaterial läßt sich folgendermaßen anordnen[1]):

I. Gruppe: Lautliche Veränderung, Auslassung, Zufügung und Umstellung.

A. In Bezug auf einen einzelnen Konsonanten:

1. Veränderung.
   a) Infolge von Fernwirkung (vgl. o. S. 6 ff.):
      Dissimilatorischer Lautwechsel (S. 6 ff. 28 ff.).
      Assimilatorischer Lautwechsel (S. 8. 27 f.).
   b) Aus andern Gründen mit äußerlich ähnlichem Ergebnis:
      α) Lautgesetzlicher Lautwandel.
      β) Veränderung infolge von analogischer Einwirkung.
2. Auslassung.
   a) Infolge von Fernwirkung (vgl. o. S. 8 f.):
      Dissimilatorischer Lautschwund (S. 9. 28 ff.).
   b) Aus andern Gründen mit äußerlich ähnlichem Ergebnis:
      α) Lautgesetzliche Auslassung.
      β) Auslassung infolge von analogischer Einwirkung.

---

[1]) Das von mir gesammelte Beispielmaterial kann ich nun im II. Teil der vorliegenden Abhandlung leider nur zum kleinsten Teil vorlegen, da sich die Vorführung des gesamten Materials im Rahmen einer solchen Arbeit aus äußern Gründen verbietet. Ich werde daher nur die „positiven" Beispiele für den dissimilatorischen und den assimilatorischen Lautwechsel, den dissimilatorischen Lautschwund, den assimilatorischen Lautzuwachs und die Metathesis in extenso vorlegen. Da die Grenzen zwischen wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Fällen naturgemäß fließend sind, werden trotzdem manche Fälle zur Besprechung kommen, die man auch in eine der Kategorien der „negativen" Fälle einreihen könnte.

3. Zufügung.
   a) Infolge von Fernwirkung (vgl. o. S. 9 ff.): Assimilatorischer Lautzuwachs (S. 9 ff. 28).
   b) Aus andern Gründen mit äußerlich ähnlichem Ergebnis:
      α) Lautgesetzliche Zufügung.
      β) Zufügung infolge von analogischer Einwirkung.
4. Umstellung.
   a) Infolge von Fernwirkung (vgl. o. S. 19 ff. 43 ff.): Reziproke Fern-Umstellung (S. 19 f. 43 f.). Einseitige Fern-Umstellung (S. 20 f. 44 ff.).
   b) Kontakt-Umstellung (S. 49 ff.).
   c) Umstellung veranlaßt durch analogische Einwirkung.

B. In Bezug auf einen ganzen Lautkomplex:
1. Veränderung.
   a) Infolge von Fernwirkung (vgl. o. S. 51 f.): Formausgleichung im Satz.
   b) Infolge von analogischer Einwirkung.
2. Auslassung.
   a) Infolge von Fernwirkung (vgl. o. S. 52 ff.): Haplologie (und fern-dissimilatorischer Silbenschwund?).
   b) Aus andern Gründen.
      α) Silbenausfall infolge der Tendenz zur Verkürzung langer Wörter, Synkope, Vokalkontraktion etc.
      β) Auslassung infolge von analogischer Einwirkung.
3. Zufügung.
   a) Infolge von Fernwirkung (vgl. o. S. 55).
   b) Infolge von analogischer Einwirkung.
4. Umstellung.
   a) Infolge von Fernwirkung (vgl. o. S. 55).
   b) Infolge von analogischer Einwirkung.

II. Gruppe: Graphische Veränderung, Auslassung, Zufügung und Umstellung:
Die rein graphischen Fehler, die durch optische und schreibmotorische Fernwirkungen hervorgerufen sind (vgl. o. S. 69 ff.).

(Hierfür läßt sich naturgemäß aus den lateinischen Inschriften, ebenso wie aus irgend welchen andern schriftlich überlieferten Texten, ein geradezu erdrückendes Material beibringen.)

III. Gruppe: Die scheinbar auf lautlichen Fernwirkungen beruhenden Veränderungen, Auslassungen, Zufügungen und Umstellungen in den Inschriften oder in irgend welchen andern schriftlich überlieferten Texten sind bloß äußerlicher Natur oder sind bloß vermeintliche Veränderungen etc.; es handelt sich in Wirklichkeit um:

1. Orthographiefehler im engern Sinn (im Gegensatz zu den Schreibfehlern, die ungewollt und gegen besseres Wissen erfolgen; vgl. o. S. 72 A. 2).
   a) Abweichung von der hergebrachten Orthographie aus Unkenntnis, ohne daß eine lautliche Veränderung zu Grunde liegt.
   b) sogenannte umgekehrte Schreibung wegen bloß halber Kenntnis der richtigen Orthographie, während sich ebenfalls lautlich die betreffende Form nicht verändert hat.
2. Mangelhafte Überlieferung der Inschrift oder des betreffenden Textes.
3. Abkürzungen oder sonstige absichtliche Abweichungen.
4. Falsche oder unsichere Lesung oder Interpretation.

IV. Gruppe: Diejenigen Fälle, in denen unsichere oder sicher falsche etymologische Hypothesen durch die Annahme einer lautlichen Fernwirkung gestützt werden sollen, also solche Fälle, in denen die angeblich auf Fernwirkung beruhende Veränderung, Auslassung, Zufügung oder Umstellung selbst nur eine unwahrscheinliche oder nachweislich unrichtige Annahme ist (vgl. o. S. 68 f.).

Vita.

Ich, Ernst Schopf, von Basel, bin am 27. Oktober 1888 in Christiansborg (Goldküste) geboren als Sohn des Missionars Jakob Friedrich Schopf und der Marie Emilie geb. Heintz. Im Jahre 1891 kam ich nach Basel, woselbst auch meine Eltern seit dem Jahre 1895 ihren Wohnsitz haben. In den Jahren 1899 bis 1907 besuchte ich daselbst das Gymnasium. Nachdem ich zu Ostern 1907 das Maturitätszeugnis erworben und darauf mehrere Monate in der französischen Schweiz zugebracht hatte, wurde ich im Herbst 1907 an der Universität Basel immatrikuliert. Im W.-S. 1909/10 war ich in Leipzig, im folgenden S.-S. wieder in Basel, im W.-S. 1910/11 in Berlin und seit Frühjahr 1911 wieder in Basel. Vom W.-S. 1914/15 an war ich vom Besuche von Vorlesungen dispensiert, teils wegen langen Militärdienstes, teils, um ausschließlich den Abschluß meiner Studien betreiben zu können.

Ich habe Vorlesungen gehört bei den folgenden Dozenten: in Basel bei den Herren Baumgartner, Duhm, Heman, Herzog, Joël, Münzer, Niedermann, Pfuhl, Schöne, Sommer, F. Staehelin, Wernle; in Leipzig bei den Herren Bethe, Brandenburg, Gardthausen, R. Heinze, Lamprecht, Wilcken; in Berlin bei den Herren Lasson, Münch, Norden, W. Schulze, v. Wilamowitz. An Seminarübungen habe ich teilgenommen bei den Herren Heman, Herzog, Lommatzsch, Münzer, Niedermann, Otto, Schöne und Sommer in Basel. Für alle Förderung und Belehrung spreche ich den genannten Herren meinen Dank aus, insbesondere Herrn Prof. Dr. Niedermann, unter dessen Leitung die vorliegende Dissertation entstanden ist.